Allgemeines
Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Fünfundvierzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

P f a l z.
(Beschluß.)

Durch den Frieden von Lüneville 1802 wurde der auf der linken Rheinseite gelegene Theil der Kurpfalz an Frankreich abgetreten, der diesseitige Theil aber den Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Gebiete verloren hatten, als Entschädigung zugesprochen, und die P. hörte auf, ein selbstständiger Staat zu sein. Ueber die jetzige Vertheilung s. Pfalz (Geogr.). — Es ist nun noch die Geschichte der eigentlichen Pfalzgrafen, die nicht Kurfürsten waren, nach der Theilung von 1410 nachzutragen. Kaiser Ruprechts 3 jüngere Söhne stifteten nämlich 3 besondere Linien, die nach ihrem ihnen zugetheilten Besitz den Namen führten, nämlich B) die Neuburg-Sulzbachische von Ruprechts 2. Sohne, Johann, gestiftet. Bei seinem Tode 1448 fiel Pfalz-Neuburg, laut großväterlicher Verordnung, nicht an seinen Sohn, Christoph, der unterdessen seiner Mutter, Sophie, einer dänischen Prinzessin, wegen 1438 König von Dänemark geworden war, sondern an Kurpfalz zurück. In demselben Jahre starb aber auch Christoph der Dänenkönig. C) Die zweibrücken-simmersche Linie. Stifter derselben war Kaiser Ruprechts 3. Sohn, Stephan, der durch Heirath die Grafschaft Veldenz, auch ⅔ der vordern und die Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim an sich brachte. Nach dessen Tode 1459 zerfielen die Lande der zweibrücken-simmerschen Linie in 2 Aeste, den eigentlich simmerschen und den zweibrückenschen Stamm. a) Simmerscher Stamm: Friedrich, genannt der Hundsrücker, Stephans ältester Sohn, war Stifter desselben; 1480

folgte ihm sein Sohn Johann I., diesem 1509 Johann II. und diesem 1557 Friedrich der Fromme. Friedrich, durch seine Theilnahme an den kirchlichen Streitigkeiten bekannt, machte sich durch seine Frömmigkeit, weise Regierung und standhaftes Beharren bei seinen Glaubensmeinungen allgemein geachtet, erbte aber von Otto Heinrich dem Großmüthigen 1559 die Kurpfalz, wo auch das Weitere von diesem Stamm bereits erzählt ist. Beim Antritt der Regierung der Kurpfalz trat er Simmern an seinen Bruder Georg, der folglich die Linie Simmern fortführte, das Herzogthum Neuburg und die Hälfte der Grafschaft Spenheim Schulden halber an den Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken, Veldenz, Lauterek und die Propstei Römigsberg an Pfalzgraf Ruprecht, an dessen Sohn Johann Georg aber die Grafschaft Lützelstein und die Stadt Trarbach ab. Auf Georg, Haupt der Linie Simmern, folgte dessen Sohn, Richard, der aber 1598, ohne Nachkommen zu hinterlassen, starb, wodurch die Länder der eigentlichen Linie Simmern an die Kurpfalz zurückfielen. b) Zweibrückenscher Stamm von Ludwig dem Schwarzen, Stephans jüngerem Sohn, 1459 gestiftet. Ludwig regierte bis 1489, sein Sohn Alexander bis 1514, dessen beide Söhne Ludwig und Ruprecht zwei besondere Linien stifteten. Ludwig war Gründer der aa) eigentlichen zweibrückner Linie. Er führte in seinem Fürstenthume die lutherische Religion ein, und st. 1532. Sein Sohn und Nachfolger, Wolfgang, erhielt 1556 vom Kurfürsten Otto Heinrich das Herzogthum Neuburg, wegen früherer Schuldforderungen auch die halbe vordere Grafschaft Sponheim abgetreten. Als er 1569 starb, folgte ihm sein ältester Sohn, Philipp Ludwig, bis 1614, in einem Theil seines Gebiets, und α) führte so die ältere zweibrückner-neuburger Linie fort. Der zweite stiftete die jüngere zweibrückner Linie. Philipp Ludwig vermehrte seine Lande durch die Ein-

lösung der an Nürnberg verpfändeten Aemter Hippoldstein, Heideck und Altersberg. Wiederum theilte er sein Land unter seine beiden Söhne, αα) die zweibrückner-neuburger Linie führte der ältere, Wolfgang Wilhelm, fort. Er erhielt durch das Erlöschen des jülich-kleve-bergischen Fürstenstammes 1609 die Anwartschaft auf die Miterbschaft dieser Länder seiner Mutter wegen, die eine Prinzessin dieses Hauses war. Der Prinz entzweite sich der Erbschaft halber mit Brandenburg, mit dem er die Erbschaft Anfangs gemeinschaftlich angetreten hatte, und wurde 1614 katholisch, um den Beistand dieser Glaubenspartei und besonders des Kaisers zur Durchführung seines Rechts an die Erbschaft zu erhalten. Er heirathete auch eine bäierische Prinzessin. Der Gram über diese Schritte zog seinem Vater den Tod zu. Durch Vergleich 1630 erhielt Brandenburg Kleve und die Grafschaft Mark, Wolfgang nach mehrjährigem Streit Jülich, Berg und Ravenstein. Ravenstein blieb beiden gemeinschaftlich. Wolfgang Wilhelm hinterließ 1653 seinem Sohn, Philipp Wilhelm, die Regierung der pfalz-neuburgischen Lande, und dieser erbte nun 1680 auch die Kurpfalz. ββ) die pfalz-sulzbachische Linie wurde von August, dem zweiten Sohne des Pfalzgrafen Philipp Ludwig, 1614 gestiftet. Doch behielt sich sein älterer Bruder, Wolfgang Wilhelm, das Hoheitsrecht vor, wollte dem gemäß, katholisch geworden, auch die katholische Religion in Sulzbach einführen, welches aber August nicht zuließ. Augusts Sohn, Christian August, welcher ihm 1632 folgte, trat 1655 zur katholischen Kirche über und erhielt nun von seinem Vetter, Philipp Wilhelm, die Landeshoheit über Sulzbach. Er sicherte aber seinen Unterthanen völlige Glaubensfreiheit zu. Sein Sohn, Theodor, von 1708 – 1732, war gleichfalls duldsam gegen die Protestanten. Beide letztgenannten Regenten haben zusammen 100 Jahre regiert. Johann Christian, bis 1733, brachte

durch Heirath Bergen op Zoom an sein Haus. Karl Theodor, sein Nachfolger, bis 1799, erbte 1742 die Kurpfalz und 1777 Baiern, s. oben. β) Die jüngere zweibrückensche Linie ward 1569 von Wolfgangs zweitem Sohne, Johann I., gestiftet. Dieser starb 1664 und hinterließ drei Söhne, von denen der ältere αα) die jüngere zweibrückner Linie fortführte. Dieser Johann II. (geb. 1584) führte die Vormundschaft über Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, legte aber bei dessen Mündigwerdung 1613 die Regierung nieder und st. 1635. Ihm folgte sein Sohn, Friedrich, der mit Kurfürst Friedrich V. in die Acht gerieth, sein Land erst 1648 bei dem Frieden wieder erhielt und 1661, ohne männliche Kinder zu hinterlassen, starb. Mit ihm endete diese Linie wieder; ββ) die landsbergische Linie ward von Johanns I. zweitem Sohne, Friedrich Kasimir, gestiftet. Er starb 1645 und hinterließ seinem Sohne, Friedrich Ludwig, Landsberg und die Erbschaft seiner Mutter, einer Prinzessin von Oranien, Montfort in Burgund; dieser erbte 1661 von seinem Vetter, Friedrich, Zweibrücken, s. oben. Er starb 1681, nachdem er seine Ansprüche auf die jülichsche Erbschaft dem Pfalzgrafen Philipp von Neuburg verkauft hatte, als der letzte seines Stammes, da alle seine zahlreichen Söhne, deren einem er die Regierung schon übergeben hatte, vor ihm gestorben waren. Sein Gebiet fiel γγ) an die kleeburgische oder schwedische Linie, die von Johann Kasimir (geb. 1598), 3. Sohne Johanns I., gestiftet war. Er begab sich zu Karl IX., König von Schweden, und heirathete 1615 dessen Tochter, Katharina, Gustav Adolfs Schwester. Er st. 1652. Ihm folgte sein Sohn, Karl Gustav, der, unter dem Namen der Pfalzgraf, im 30jährigen Kriege schwedischer Generalissimus war und als Karl X. nach Christinens Abdankung den schwedischen Thron bestieg. Er starb 1660. Schon bei Lebzeiten hatte er sein deutsches Gebiet seinem Bruder

überlassen, nahm sich aber desselben gegen die Franzosen, die auf Zweibrücken, als ein Pertinenz zu Elsaß, mittelst der Reunionskammern große Ansprüche machten, kräftig an. Karl XI. war sein Sohn, Karl XII. sein Enkel, und mit letzterm starb sein Mannsstamm wieder aus. Wie gesagt erhielt Karl Gustavs jüngerer Bruder, Adolf Johann, noch bei Lebzeiten desselben, sobald Karl den schwedischen Thron bestiegen hatte, das deutsche Gebiet, erbte 1681 auch Zweibrücken nach Erlöschen der ältern Linie und starb 1689, nachdem er sich gegen die Ansprüche der französischen Reunionskammern bedeutend zu wehren gehabt hatte. Sein Sohn, Gustav Samuel Leopold, geb. 1670, folgte ihm, ward katholisch und starb 1731. Mit ihm erlosch die Linie Zweibrücken gänzlich, deren Gebiet nun an Pfalz-Birkenfeld fiel. — Oben haben wir gesehen, wie Alexander, Pfalzgraf von Zweibrücken, 2 Söhne, Ludwig und Ruprecht, hinterließ, und wie ersterer 1614 die eigentliche zweibrückner Linie gründete, letzterer bb) die veldenzer Linie. Ruprecht besaß aber Veldenz nicht reichsunmittelbar, sondern als Apanage von seinem Bruder. Er starb 1544, und sein Sohn, Georg Johann, erlangte nicht nur von seinen Agnaten die Landeshoheit, sondern auch Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Er st. 1592. Sein Sohn, Georg Gustav, starb 1634 (sein Bruder, Georg Johann, bildete die Nebenlinie Lützelstein, die aber bereits 1654 mit ihm selbst wieder ausstarb), und Georg, Gustavs Sohn, schloß die Linie Veldenz mit seinem Tode, st. 1624. γ) die sulzbacher Linie, 1669 von Wolfgangs 3. Sohn, Otto Heinrich, gestiftet, sollte nur mediat sein und zu Neuburg gehören, sie starb aber schon 1604 mit Otto Heinrich, der keine Söhne hinterließ, wieder aus; δ) die birkenfeldische Linie, von Karl, jüngstem Sohne Wolfgangs, gestiftet. Er sollte nach des Vaters Testament sein Land nicht unmittelbar, sondern unter Abhängigkeit von Zweibrücken

besitzen, indessen löste sein Bruder diese Verbindlichkeit bald. Ihm folgte 1600 sein Sohn, Georg Wilhelm, und diesem 1669 sein Bruder, Karl Otto, den wiederum 1671 sein Enkel, Christian II., beerbte. Diesem folgte 1717—1735 Christian III., dem nach Aussterben der vorigen Linien 1731 und nach einem Vergleich mit Kurpfalz, das ebenfalls Anspruch auf die Erbschaft machte, 1733, mit Ausnahme eines abgetretenen Amtes, Birkenfeld zufiel. Christian IV. bis 1775, wurde 1758 katholisch. Sein Neffe, Karl II. August Christian, beerbte ihn und diesen 1795 sein Sohn, Maximilian Joseph, der 1799 nach Karl Theodors Tode das ganze Erbe des wittelsbacher Stammes vereinigte. D. Die moosbacher Linie, von Kaiser Ruprechts 4. Sohne, Otto, 1410 gestiftet; er erhielt Sinzheim und Moosbach, residirte an letzterem Ort. Diese Linie starb schon mit seinem Sohne Albert, Bischof von Straßburg, wieder aus.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von seinem Schuldner zur Sicherheit seiner rechtsgültigen Forderung ein dingliches Recht erhält. Das Pfandrecht heißt ein freiwilliges, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Testament, Codicill, ertheilt wird, und ein nothwendiges, wenn die Ertheilung durch eine gesetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners erfolgt (pignus judiciale s. praetorium). Ein unter öffentlicher Autorität, d. h. vor dem Richter oder einem Notarius und 2 männlichen Zeugen, bestelltes und mit einer öffentlichen Urkunde (Pfandbrief) beglaubigtes Pfandrecht ist ein öffentliches (gerichtliches); ein Pfandrecht, dem die öffentliche Beglaubigung fehlt, ein Privatpfandrecht (außergerichtliches), welches aber stets dem öffentlichen nachsteht. Zu dem nothwendigen gehört das gesetzliche oder stillschweigende, welches durch unmittelbare Vorschrift der Gesetze, unter gewissen Voraussetzungen, dem

Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er sich dasselbe ausdrücklich ausbedungen hat. Es ist in der Regel eine Generalhypothek. Ein allgemeines gesetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte bestellt worden sind, auch wenn sie Caution geleistet haben, als: Cassirer, Rentmeister, Verwalter, Kriegszahlmeister rc., und die mit ihm Verträge geschlossen haben, und dadurch dessen Schuldner geworden sind, sowie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückständiger Abgaben. Ein gesetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes wegen des Brautschatzes und des übrigen seiner Verwaltung überlassenen Eingebrachten; Unmündige, Minderjährige, Wahnsinnige und Alle, welchen Vormünder oder Curatoren bestellt werden, auf das Vermögen derselben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter, oder auf andre Art erworbenen Vermögens; Gemeinen, Kirchen, Schulen, Universitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorsteher und Schuldner rc. Ein specielles gesetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erstreckt sich das gesetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner.

Pfandhaus, s. Leihbank.

Pfeffel (Gottlieb Konrad), geb. zu Kolmar 1736, ein origineller, sinnreicher Dichter, der zu Halle zwar Rechtsgelahrtheit studiren wollte, aber wegen seiner Augenkrankheit, die auch, trotz der mancherlei Kuren in Dresden und in seinem Vaterlande, zuletzt zur völligen Blindheit führte, davon abstehen mußte. Um so mehr widmete er sich seinem Hange zur Dichtkunst und er gab schon 1760 seine ersten poetischen Versuche heraus. Im J. 1773 errichtete er zu Kol-

mar unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend, dem er, zugleich mit Hofrath Lerse, seine ganze Zeit und Kräfte widmete, das aber durch die Revolution in Frankreich sein Ende erreichte. Von dieser Zeit an widmete er sich ganz literarischen Beschäftigungen, ward auch 1803 Präsident des neu errichteten evangelischen Consistoriums zu Kolmar und starb hier 1809. In den Fabel und Erzählungen war Pfeffel am glücklichsten. Seine »Epistel an Phöbe« wird für eine der schönsten gehalten. Auch fürs Theater hat er sich theils durch kleine Originalstücke, theils durch Versetzung französ. Stücke auf unsre Bühne kein kleines Verdienst erworben.

Pfeffer (piper nigrum), ein gemeines erhitzendes Gewürz, welches, wie alle Gewürze, in den heißesten und feuchtesten Tropenländern vorzüglich gedeihet. Der lange Pfeffer wächst wie Hopfen an Stangen oder ist ein kriechendes Erdgewächs auf dem Boden, das durch Zasern Wurzeln einschlägt und sich befestigt. Die Blätter sind von außen dunkel und inwendig blaßgrün. Die Frucht hat kleine Beeren, welche in Schuhlänge beisammen an den Reben hangen, die Früchte werden an der Sonne gedörrt und dann schwarzrunzlig. Pfeffer verlangt einen reichen Boden. Der schwarze Pfeffer wächst besonders in Hindostan und auf Java und Sumatra. Der weiße Pfeffer ist vielleicht der nämliche und Folge einer andern Behandlung. Der weiße soll stärker sein. Im Handel ist langer Pfeffer eine unreife Fruchtähre, mit kleinen unvollkommenen Körnern von der Größe des Mohns. — Der spanische Pfeffer (capsicum annuum) trägt lange daumensdicke Schoten voll kleiner, weißer, platter Samenkörner mit einem scharfen brennenden Geschmack, ist ein Sommergewächs mit weißlichen Blüthen. — Der indianische Pfeffer (capsicum frutescens) ist schärfer und stärker als der spanische.

Pfeffersbad, im Canton St. Gallen in der Schweiz, liegt tief zwischen Felsen eingeschlossen. Die Quellen sind warm, haben 99 Grad Fahrenheit und sind alkalisch-erdig. Das Wasser ist hell und klar, hat weder Geruch noch Geschmack und läßt sich viele Jahre aufbewahren. Man verschickt es auch in Flaschen. Man fängt beim Baden mit einer Stunde an und setzt täglich eine Stunde hinzu, bis man zuletzt 11 — 12 Stunden im Wasser sitzen bleibt, wodurch ein Ausschlag hervorgetrieben wird, der dann von selbst wieder heilt.

Pfeifergericht hieß die Feierlichkeit, mit welcher ehedem die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt a. M. jährlich in der Herbstmesse die Bestätigung ihrer Zoll- u. a. Freiheiten holen mußten. Unter Begleitung der besten Nürnberger Kunstpfeifer, erschienen die Deputirten vor sitzendem Gericht und foderten, unter Ueberreichung eines hölzernen Bechers, eines Pfundes Pfeffer, eines weißen Biberhuts, eines Paars Handschuhe und eines weißen Stäbchens, ihre Zollfreiheit.

Pferd. Wilde Pferde finden sich um den Aralsee, am Tanflusse, im südlichen Sibirien, in den großen mongolischen Wüsten und in der Kalkas-Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die zahmen, mausefahl, dickbehaart, besonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Sie leben in Heerden bei einander und scheuen den Menschen ungemein. Sie stellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterscheiden von diesen sind die verwilderten, welche man in menschenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in der Ukraine, in Südamerika ꝛc. Durch die Pflege des Menschen hat das ursprünglich eselähnliche,

mausefahle und langhaarige Pferd der Wüste sich zu einem der schönsten und edelsten Thiere ausgebildet. Das von Natur einem gemäßigten Erdstriche angehörige Pferd ist jetzt fast über den ganzen Erdboden verbreitet, und kommt sowohl unter der Linie als innerhalb der Wendekreise fort; aber Klima, Boden und Nahrung zeigen den sichtbarsten Einfluß. Die Araber führen über ihre schönsten Pferde eigne Stammregister. Nächst den arabischen werden die berberischen P.e (aus den afrikanischen Küstenländern am mittelländischen Meere) am meisten geachtet. Sie zeichnen sich durch den kleinen wohlgebildeten Kopf, durch den langen, aber schön gebogenen Hals, durch die dünne Mähne und den schlanken Körper aus, und sind von mittlerer Größe. Auf diese folgen die spanischen Pferde. Sie haben einen großen Kopf, etwas lange Ohren, breite Brust, rundes Kreuz, einen stolzen und kühnen Gang, und sind mehrentheils schwarz und an der Stirn weiß. Hiernächst folgt die englische Raçe. Nach den englischen Pferden pflegt man die neapolitanischen und venetianischen zu setzen. Die erstern zeichnen sich besonders durch starken vollkommenen Wuchs, durch einen großen und dicken Kopf und durch stolzen Anstand aus, weshalb sie sich gut zu Parade- und Kutschpferden eignen. Dabei aber sind sie unbändig, ungelehrig und boshaft. Von den übrigen europäischen Pferden sind die aus der Ukraine, die Polacken, die dänischen, holsteinischen, friesländischen und mecklenburgischen merkwürdig; doch stehen sie den angeführten Raçen nach. In Hinsicht des Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde.

Pfingsten (vom griech. Pentekoste, der 50.), das auf den 50. Tag nach Ostern fallende und daher bewegliche Fest der Ausgießung des heiligen Geistes über die Jünger Jesu, welches zu den hohen christlichen Festen gehört. Die schon im 3. Jahrh. aufgekommene Feier dieses Festes wurde 305 auf der Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien festgesetzt.

Pfinzing (Melchior), s. Theuerdank.

Pflanzen nennt man alle Gewächse, von dem höchsten Baum bis zum geringsten Schimmel, deren Inbegriff das Pflanzenreich, die Wissenschaft aber, welche sich mit dem Pflanzenreiche beschäftigt, Botanik heißt. Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als organisirte Körper ohne willkürliche Bewegung. Sie bestehen, wie alle organisirte Körper, aus festen und flüssigen Theilen. Zu jenen rechnet man das Zellgewebe, die verschiedenen Gefäße, die Fiebern und das Mark; zu diesen die im Pflanzenkörper befindlichen Flüssigkeiten und die Luft. Die Gefäße sind Saft- oder Luftgefäße. Auf den Zeugungstheilen der Gewächse beruht die von Linné gemachte Eintheilung derselben, oder das Sexualsystem. Er theilte alle Gewächse in 24 Klassen. Die 23 ersten begreifen die Pflanzen mit sichtbaren Blüthen, die Phaneregamen. Davon sind die 13 ersten nach der Zahl der Staubgefäße oder männlichen Befruchtungswerkzeuge benannt und heißen: 1) Monandria mit 1 Staubgefäße; 2) Diandria mit 2; 3) Triandria mit 3; 4) Tetrandria mit 4; 5) Pentandria mit 5; 6) Hexandria mit 6; 7) Heptandria mit 7; 8) Octandria mit 8; 9) Enneandria mit 9; 10) Decandria mit 10; 11) Dodecandria mit 12—19; 12) Isocandria mit 20; 13) Polyandria mit mehr als 20 Staubgefäßen. In allen diesen 13 Klassen werden die Ordnungen (Unterabtheilungen) nach der Zahl der weiblichen Geschlechtstheile, d. h. der Staubwege, bestimmt, z. B. Monogynia, mit 1 Staubwege; Digynia, mit 2 Staubwegen; Trigynia, Tetragynia u. s. w. Die 14. und 15. Klasse werden nicht bloß nach der Zahl, sondern mehr nach der verschiedenen Lage der Staubfäden bestimmt. Sie heißen: 14) Didynamia, zweimächtige, in deren Blüthen allemal 4 Staubgefäße sind, deren 2 längere (gleichsam mächti-

gere) Staubfäden haben; 15) Tetradynamia, viermächtige, in deren Blüthen allemal 6 Staubgefäße befindlich, deren 4 mit längern Staubfäden versehen sind. Jede dieser beiden Klassen enthält nur 2 Ordnungen, welche in der 14. danach bestimmt werden, ob der Samen in der Samenkapsel offen da liegt (Gymnospermia), oder ob er bedeckt ist (Angiospermia); in der 15. aber nach der Form der Samenbehältnisse, welche entweder Schötchen (Siliculosa) oder Schoten (Siliquosa) sind. Bei der 16., 17. und 18. Klasse liegen die Staubgefäße der Zahl der Haufen nach, in welchen sie vereinigt sind, zum Grunde; 16) Monadelphia, einbrüdrige, wenn die Staubgefäße in einem Haufen; 17) Diadelphia, zweibrüdrige, wenn sie in 2 Haufen beisammen stehen; 18) Polyadelphia, vielbrüdrige. Die Ordnungen werden in diesen Klassen nach der Zahl der einzelnen Staubgefäße bestimmt: monandria, diandria, triandria u. s. w. 19) Syngenesia, zusammengewachsene. Fast alle hierher gehörige Blumen sind aus einer Menge Blümchen auf einem gemeinschaftlichen Blumenboden zusammengesetzt. 20) Gynandria, weibermännige oder eifersüchtige, in deren Blüthen die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einander verwachsen sind. Die Ordnungen werden nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt: Monandria, Diandria etc. 21) Monoecia, einhäusige, wo die Geschlechter getrennt, doch auf einem Stamme befindlich sind. Die Ordnungen werden nicht nur nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt, sondern es gibt auch Monadelphia, Syngenesia und Gynandria unter den einhäusigen. Bei letztern ist ein unvollkommener Stempel in den männlichen Blüthen vorhanden, worauf die Staubgefäße stehen. 22) Dioecia, zweihäusige oder Gewächse mit ganz getrennten Geschlechtern, d. h. bei denen auf einem Stamme bloß männliche, auf einem andern bloß weibliche Blüthen sind. Die Ordnungen sind wie bei der

21. Klasse. 23) Polygamia, Gewächse mit vermengten Geschlechtern, d. h. es sind Zwitterblumen nicht nur mit weiblichen oder männlichen, sondern auch mit beiden zugleich bei einer Pflanzengattung verbunden. Die 3 Ordnungen dieser Klasse heißen: Monoecia, Dioecia und Trioecia, je nachdem die Vermengung auf 1, 2 oder 3 Stämmen stattfindet. 24) Cryptogamia. In diese Classe setzte Linné alle Gewächse, bei denen er keine Befruchtungswerkzeuge fand, die zum Theil später entdeckt worden sind, die aber auch da, wo man sie nicht kennt, gewiß nicht fehlen. Sie enthält 4 Ordnungen, nämlich: Farrnkräuter, Moose, Flechten und Schwämme. Die Palmen, deren Geschlechtstheile Linné nicht zu bestimmen vermochte, und die er deshalb in einem Anhange beschrieb, sind jetzt in die Klassen, wohin sie gehören, vertheilt worden. Neuere Botaniker haben die 24 Klassen Linné's auf 20 gebracht. Gegen diese, auf die Geschlechtsverschiedenheit der Pflanzen gegründete Eintheilung, das sogenannte Sexualsystem, haben Schelver (»Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanzen,« Heidelb. 1812, und »Fortsetz. der Kritik,« Karlsr. 1814) und besonders Henschel (»Ueber die Sexualität der Pflanzen,« Bresl. 1820) Angriffe gemacht, die Aufsehn erregt haben. Sie gehen von dem Grundsatze aus, da das Thier vor der Pflanze im Ganzen, wie in den Theilen, den Vorzug der Individualität voraushabe, aus welcher als Gipfel und Schlußstein die thierische Erzeugung hervortrete, hingegen bei der Pflanze Gleichartigkeit des Ganzen wie der Theile mit dem Dasein eines Geschlechts unverträglich sei, so müsse man die dafür beigebrachten Erfahrungsbeweise einer neuen Prüfung unterwerfen. Henschel hat dies unternommen; allein s. Beobachtungen ist von Treviranus (»Die Lehre vom Geschlechte der Pflanzen,« Bremen 1822) größtentheils widersprochen worden. Dagegen hat K. Sprengel Henschel's Ansichten seine volle Zustimmung gegeben. Die=

sem künstlichen System steht das natürliche gegenüber, das sich auf die Anwesenheit oder Abwesenheit der Hauptorgane gründet, weil sich die Pflanzen hauptsächlich dadurch unterscheiden. Einem solchen System ist auch Oken (»Naturgeschichte für Schulen,« Lpz. 1821) gefolgt, der die Pflanzen in 4 große Hauptklassen theilt: Markpflanzen, Stockpflanzen, Blüthenpflanzen, Fruchtpflanzen. Allerdings gewährt nur ein solches natürliches System die Einsicht in die große und schöne Ordnung des Pflanzenreichs. S. Decandolle's »Organographie végétale« (2 Thle., 60 Kpfr., deutsch von D. Meisner, Tüb. 1827).

Pflanzenbutter nennt man in den Apotheken diejenigen aus verschiedenen Saamenkörnern durch eine einfache Pressung gewonnenen Oele, welche ihrer dicken und schmierigen Beschaffenheit halber mehr der Butter als dem gemeinen Oele gleichen. Dahin gehören besonders die Cacaobutter und der Muscatbalsam.

Pflicht, die innere oder sittliche Nothwendigkeit, das zu wollen und zu thun, was das (innere oder äußere) Gesetz verlangt; auch das Thun oder Lassen dessen, was das Gesetz ge- oder verbietet. Jede Pflicht setzt voraus: ein Gesetz, das mich verbindet, die Kenntniß dieses Gesetzes, und die Anerkennung meiner Verbindlichkeit, dasselbe zu befolgen, und zwar aus keiner andern Absicht zu befolgen, als weil es das Gesetz verlangt. Was ein Gesetz als nothwendig gebietet, das soll geschehen, im Gegensatze dessen, was nach dem Gesetze der äußern Natur geschehen muß, z. B. ich muß sterben, aber ich soll Gott lieben. Was keinem Gesetze, also keiner Pflicht widerspricht, das darf geschehen, z. B. ich darf mein Eigenthum veräußern. In Ansehung der Verbindlichkeit sind die Pflichten entweder Rechtspflichten (ehemals vollkommene, besser äußere genannt), für welche eine äußere Gesetzgebung vorhanden ist, und bei welchen man nur auf die Legalität (Gesetzmäßigkeit) der Handlung sieht, oder Tugendpflichten (sonst un-

vollkommene, besser innere), die auf innerer Gesetzgebung beruhen, welche die Tugendlehre (Moral) ertheilt, und bei denen auf die Gesinnung gesehen wird. Pflichtmäßig ist jede Handlung, die dem Gesetze gemäß, und pflichtwidrig, die dem Gesetze zuwider ist. Die pflichtmäßige Handlung kann aber auch aus subjectiven Absichten, z. B. aus Eigennutz entspringen, dann ist sie bloß legal; rein und moralisch wird sie nur dadurch, daß sie aus Pflicht, also aus Achtung für das Gesetz entspringt.

Pflichttheil (Legitima, d. i. portio hereditatis). Das römische Recht, welches die Richtschnur der meisten neuern Rechte geworden ist, verordnet, daß der Erblasser einen bestimmten Theil seines Vermögens gewissen Personen nothwendig hinterlassen muß und daß auch ohne seine Erklärung dieser Theil an sie fallen soll. Dieser Theil wird der Pflichttheil genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächst für seine Anverwandten zu sorgen.

Pforr (Johann Georg), Thiermaler, geb. 1745 zu Upsen in Niedersachsen. Schon als Knabe zeichnete er ohne Anleitung Pferde, und erregte dadurch so viele Aufmerksamkeit, daß er von dem Minister v. Weitz als Maler in der Porzellanfabrik zu Kassel angestellt wurde. Diese Art Arbeit gefiel ihm jedoch so wenig, daß er nach einigen Jahren zu seinen Eltern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Kassel eröffnet wurde, wanderte er, 32 J. alt, wieder als Schüler dahin, erhielt bei der Ausstellung 1778 den ersten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem Gallerieinspector Tischbein hatte er einen Freund, und in dessen Schwester eine Geliebte gefunden, welcher er 1784 die Hand bot. Er ließ sich schon 1781 häuslich zu Frankfurt a. M. nieder, wo er 1798 starb.

Pfortader, gebildet aus mehreren zurückführenden Adern im Unterleibe, welche in die Leber geht, sich in Aeste und Zweige zur

Gallenbereitung vertheilt. — Pfortadersystem sind die Venen, aus dem Gekröse, aus der Milz, aus den Nieren und aus dem Magen, welche die Pfortader bildeten. Das in der Leber gereinigte Blut fließt weiter durch die untere Hohlader. Häuft sich im Pfortadersystem das Blut zu sehr: so bildet dasselbe Knoten, oder es tritt aus = Hämorrhoiden.

Pforte (Hohe), das große Thor vor dem kaiserl. Palaste zu Konstantinopel, daher ottomanische Pforte; s. Osmanisches Reich.

Pforzheim, die wichtigste Fabrikstadt im Großherzogthum Baden, im Murg- und Pfinzkreise, am Einflusse der Nagold und Würm in die Enz; Schloß, 786 H. 6100 E. Stahl-, Uhren-, Essig-, Salmiak- und Lederfabriken, Tuchmanufaktur, Leinwandbleiche, Eisenhütten, Draht- und Hammerwerke, Papier-, Walk- und Pulvermühlen; Handel mit Holz, Korn, Wein, Oel und Vieh.

Pfropfen, in der Gartenkunst, das Reis von einem veredelten Baume in den Spalt, welchen man in den Stamm eines Wildlings gemacht hat, stecken, damit das Reis mit dem Stamme zusammenwachse und ein veredelter (gepfropfter) Baum werde; auf einen wilden Stamm, in den Spalt pfropfen, heißt, in den Spalt, welchen man oben auf den Schnitt eines ganz abgeschnittenen jungen Wildlings gemacht hat; in die Rinde pfropfen, wenn man das Pfropfreis in einen in die Rinde eines stärkeren Stammes gemachten Spalt setzt; in den Kern pfropfen, wenn man das Reis in eine durch die Rinde in das Holz eines alten Baumes gemachte Kerbe setzt.

Pfründe, s. Präbende.

Pfyfer (Ludwig), geb. zu Luzern 1715; als Patricier ging er in französische Dienste, starb 1802. Mit geometrischer Genauigkeit bildete er topographisch in Wachs die innere Schweiz in allen Höhen

und Tiefen, ohne einen Fußpfad vergessen zu haben, so noch in Luzern gezeigt wird.

Phädon (aus Elis), Sokrates Schüler u. Stifter der elischen Philosophensecte. Plato und Moses Mendelssohn ließen ihn in ihren Dialogen über die Unsterblichkeit der Seele auftreten, aber Mendelssohns Phädon philosophirt eben so gründlich als Platons Phädon etwas oberflächlich.

Phädra, Tochter des kretensischen Königs Minos und der Pasiphaë, Schwester der Ariadne und Gemahlin des Theseus.

Phädrus, ein römischer Fabeldichter aus Thracien. In seiner Jugend war er Sklav und starb unter Tiber in hohem Alter. Die beste Ausgabe der ältern Fabeln lieferte Schwabe 1806. Die 32 neu aufgefundenen Fabeln hält man für nicht echt und selbst die älteren sollen nicht einmal vom tiberischen Phädrus abstammen.

Phäethon, nach der Fabellehre Sohn des Helios (Apoll) u. der Klymene, erhielt von seinem Vater auf dringendes Bitten die Erlaubniß, den Sonnenwagen für Einen Tag führen zu dürfen; aber der unerfahrene Jüngling konnte die Rosse nicht lenken, welche, die gewohnte Bahn verlassend, der Erde zu nahe kamen, die dadurch in Brand gerieth. Jupiter stürzte darauf den Unbesonnenen mit einem Blitze in den Eridanus (Po). Uneigentl. heißt P. ein leichter, hoher Schirmwagen, der, ganz offen, nur oben ein Sonnendach zu haben pflegt.

Phalanx, eine im Alterthum, besonders bei den Griechen u. Macedoniern, berühmte Art der Schlachtordnung, wo eine Kernschaar von 8000 Mann (in der Folge auch mehr) sich so fest an einander schloß, daß sie mit den über sich gehaltenen Schilden und den von den hintern Gliedern vorgestreckten Speeren eine Masse bildete, die das Eindringen in den Feind unterstützte und den Angriff abwehrte. Die Phalangirten waren mit langen Spießen bewaffnet, und standen ge=

wöhnlich 16 Mann hoch. Man gebraucht das Wort Phalanx zur Bezeichnung auserlesener Truppen überhaupt.

Phalaris, ein wegen seiner Grausamkeit berüchtigter Fürst zu Agrigent in Sicilien, ungefähr 560 v. Chr. Er ließ unter andern von einem athenienſiſchen Künſtler, Perillus, einen ehernen Ochſen fertigen, worin die Schlachtopfer langſam gebraten, unter den entſetzlichſten Qualen ſtarben. Mit dem Perill ſoll der Wüthrich den erſten Verſuch ſelbſt gemacht haben. In einem Volksaufſtande kam er ums Leben.

Phamenophis, ſ. Memnon.

Phänomen (Erſcheinung) nennen wir insbeſondere jede Luft- und Lichterſcheinung. Alle Phänomene (innere und äußere) ſind ein Gegenſtand der Naturlehre, welche ſie zu erklären ſucht.

Phantaſie. In der neuern Zeit hat man angefangen, die verſchiedenen Geſtalten oder Beziehungen, in welchen die Seele als Einbildungskraft erſcheint, genauer zu unterſcheiden, und nennt letztere, inſofern ſie das Gegebene, u. zwar das Gegenwärtige oder Abweſende vorſtellt, Einbildungskraft (imaginatio) im engern Sinne; und inſofern ſie namentlich das Abweſende vorſtellt, reproductive (nachbildende) Einbildungskraft. Die Einbildungskraft aber, inſofern ſie Neues hervorbringt, nennt man ſchöpferiſche (productive) Einbildungkraft od. Phantaſie. Das Schaffen in der Phantaſie iſt jedoch kein urſprüngliches in dem Sinne, als ob die Phantaſie einen in der Natur gar nicht vorhandenen Stoff vorſtellen, oder in ihren Bildungen die ſinnlichen Grundformen der Natur und der Grundverhältniſſe des Lebens überſpringen und verändern könnte. Es hängt daher die Phantaſie auch von der Wirkſamkeit des äußern und innern Sinnes ab; denn immer ſtellt ſich das Sichtbare, Hörbare ꝛc. u. die Veränderungen des innern Lebens vor. Der geborne Blinde kann durch ſeine Phantaſie-

nicht farbige Gestalten, der geborene Taube keine Tonbildungen hervorbringen. Ja, bilden wir uns eine Phantasiewelt so schön und mannigfaltig aus, wie sie immer in der Wirklichkeit gefunden werden mag, so wird das Sinnliche an ihr sich doch auf Farben, Töne, das Geistige auf die innern Veränderungen unserer Seele und unsere Verhältnisse zur Welt beziehen. Sehr richtig sagt daher Kant in seiner »Anthropologie:« »Wir können uns für ein vernünftiges Wesen keine andere Gestalt als schicklich denken, als die Gestalt eines Menschen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder Gott darstellen will, jederzeit einen Menschen. Jede andere Figur scheint ihm Theile zu enthalten, die sich seiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Wesens nicht vereinigen lassen (als Flügel, Krallen, Hufe rc.); die Größe dagegen kann er dichten, wie er will. Ebenso bleiben wir auch bei dem allgemeinen Typus unserer Pflanzen- und Thierwelt stehen, wenn wir die selbstgeschaffene Welt der Dichtung beleben und bevölkern wollen.« Die Stoffe und Grundformen der körperlichen und geistigen Natur werden mithin der Phantasie von der Natur gegeben; von ihr wird die Phantasie in ihrem Wirken angeregt. Aber nur die nachbildende Einbildungskraft hält sich näher an die Erfahrung; die Phantasie erhebt sich über die Erfahrung. Sie äußert sich nämlich 1) als Combinationsvermögen, indem sie gegebene Formen, mehr oder weniger willkürlich od. originell, zu neuen Bildern, denen kein Erfahrungsgegenstand durchaus gleicht, verbindet. Unwillkürlich nämlich wirkt sie, wo man den Gedanken mehr leidend überlassen ist, und die Vorstellungen sich nach dem Naturgesetz der Vergesellschaftung gleichsam von selbst zusammenfinden, besonders wenn die erregte Nerventhätigkeit auch ohne Anregung der Sinnesorgane Bewegungen in der Seele hervorbringt. Der Traum (wo jedoch die Einbildungskraft sich oft auch reproductiv äußert) und der durch gei-

stige Getränke bewirkte Rausch, das sogenannte Phantasiren der Fieberkranken, die Träumerei des Wachenden, welcher der Phantasie sich so unumschränkt überläßt, daß er nur seinen Einbildungen nachhängt, und sie auf wirkliche Erfahrungen überträgt, sind solche Zustände. In den letztern Fällen wird jedoch nicht alle Willkür und alles Selbstbewußtsein aufgehoben, wie bei den Geisteskranken höherer Grade oder im starken Rausche der Fall ist, bei welchem eine unumschränkte Herrschaft der Einbildungskaft und Verwechselung der eingebildeten mit der wirklichen Welt eintritt. Mit Willkür und Bewußtsein äußert sich die Phantasie, wenn sie entweder zu einem bestimmten Zwecke Vorstellungen zu neuen Bildungen verbindet (wie bei der Erfindung solcher Gegenstände, welche den sogenannten nützlichen Künsten angehören, z. B. gewisser Maschinen), der ohne einen solchen Zweck zu haben, sich gleichsam den Eingebungen eines höhern Geistes überläßt u. nach diesen ein anschauliches Ganzes bildet. Dort wird sie noch durch den Verstand (das Vermögen der Zwecke) beherrscht; hier wirkt sie herrschend in dem Chore der Geisteskräfte und wird in vorzüglicher Beziehung auf Poesie das Dichtungsvermögen genannt. Sie ist aber auch 2) das Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes und der Zeit, der Gestalt, Dauer, des Grades, der Zahl rc.), welche Vorstellungen uns nicht durch Erfahrung gegeben werden; daher sie auch reine Anschauungen heißen, und die Einbildungskraft, insofern sie Quelle derselben ist, transcendental genannt wird. Ohne diese Anschauungen wären die Combinationen der Phantasie unmöglich, daher sie im vorzüglichen Sinne productiv ist.

Phantasma, Erscheinung, Bild der Einbildungskraft, Hirngespinst. **Phantasmagorie**, die Kunst, Scheinbilder durch täuschende Mittel, z. B. durch Hohlspiegel, erscheinen zu lassen. **Phantast**, ein Schwärmer, überspannter Kopf. **Phantastisch**, schwär=

merisch, überspannt, eingebildet. **Phantasus**, nach der Fabel, ein Sohn des Schlafs, der uns im Traum unbelebte Dinge vorhält. **Phantom**, ein Trugbild, das unsere Einbildungskraft erzeugt.

Phaon, s. Sappho.

Pharisäer eine Sekte oder theologische Schule unter den Juden, die zur Zeit der Makkabäer entstanden zu sein scheint. Sie betrachteten neben den Gesetzbüchern Mosis noch eine Menge für mündliche Sagen von Moses her ausgegebener Lehren und Satzungen mit den Glossen späterer Ausleger (nach dem Exil) als Erkenntnißquelle der jüdischen Religion, und glaubten sie mit nicht geringerer Pünktlichkeit als das mosaische Gesetz selbst beobachten zu müssen. Von den Sadducäern unterschieden sie sich durch den Eifer für diese Sagen und durch den Glauben an die Auferstehung der Todten. Der Kleinigkeitsgeist ihrer Religionsansicht und ihr Ehrgeiz machte sie zu Heuchlern, die bei einer schlaffen Moral das höchste Wesen durch äußere Werkheiligkeit und mönchische Büßungen zu gewinnen meinten und sich durch das Ansehen vorzüglicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, das sie sich mit vielem Gepränge gaben, in der Gunst des Volks zu befestigen wußten. Sie zählten die bedeutendsten Gesetzlehrer (Schriftgelehrten) und Staatsmänner in Judäa zu ihren Gliedern, und da Personen aus allen Ständen, ja selbst Weiber, zu ihrer einem Ordensverbande ähnlichen Verbindung Zutritt erhielten, so gewannen sie einen politischen Einfluß, der unter den Makkabäern und Hasmonäern mehrere Male über das Schicksal des jüdischen Staats entschied und den Ueberrest von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu Jesu Zeiten ließen, in ihre Hände brachte. Der pharisäische Lehrbegriff hat in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet und den Talmud geheiligt.

Pharmacie, die Kenntniß der Arzneimittellehre, ihrer Be-

reitung und Mischung. Pharmakologie, Lehre von den Arzneimitteln und ihrer Wirkung und Anwendung. Pharmakopöe (eigentlich die Bereitung der Arzneien, Arzneibereitungskunst) nennt man vorzüglich eine Sammlung von Vorschriften zur Zubereitung und Verfertigung der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel.

Pharsalus, s. Cäsar und Pompejus. — Pharsalia, s. Lucanus.

Pharus, Pharos oder Leuchtthurm ist ein an den Seeküsten oder bei einem Hafen aufgeführter hoher Thurm, dessen oberer Theil eine große Laterne ist, in welcher ein Holzfeuer od. mehrere sehr helle Oel- oder Gaslichtflammen, durch Reflectoren verstärkt, befindlich sind, damit die Schiffe zur Nachtzeit in der Ferne ihren Lauf darnach richten können und die Klippen und Untiefen vermeiden. Der Name rührt von der Insel Pharos vor Alexandrien her, welche den Hafen dieser Stadt deckte. Auf dem östlichen Vorgebirge dieser Insel stand der ungefähr 300 J. v. Chr. erbaute, im Alterthume so berühmte, ja zu den Weltwundern gezählte Pharus von Alexandrien. Auf seiner größten Höhe, die über 500 Fuß betragen haben soll, wurde, wie dies überhaupt bei den ältern Leuchtthürmen der Fall war, ein Feuer unterhalten. Noch sind die Pharen von Genua und der von Corduan am Ausflusse der Garonne berühmt. Letzterer, erbaut 1584 bis 1616, ist ein prachtvolles an der Basis 145 Fuß im Diameter, sowie auch 145 Fuß in der Höhe messendes Gebäude, welches in seinem Hauptraume eine Capelle enthält. Frankreich hat außerdem noch 14, das Königreich der Niederlande und die deutschen Küstenländer der Nordsee 19, die Küstenländer des baltischen Meeres aber 27 Leuchtthürme. An den Küsten Englands sind 40 vorhanden, von denen der Eddystoneleuchtthurm der merkwürdigste ist. Er liegt auf einem kleinen Felsen am Eingange des Sundes von Plymouth. Nach-

dem er mehrere Male eingestürzt war, wurde er 1756—59 von dem Architekten Smeaton in seiner jetzigen Gestalt sehr dauerhaft aufgeführt. Die Erleuchtung der ringsum mit Glasscheiben versehenen Kuppel geschieht mittelst Oellampen. Unter den 17 Leuchtthürmen Schottlands erwähnen wir nur den auf dem Bellrock oder Glockenfelsen, 11 engl. Meilen südwestlich von Redhead in Forfarshire, dem Eingange des Firth of Forth gegenüber gelegen, befindlichen. Er ist zugleich eins der merkwürdigsten Bauwerke der neuern Zeit und hat den Ruf des Architekten Stevenson begründet. Der Felsen liegt 12 Fuß unter dem gewöhnlichen Wasserstande, und auf diesem führte der genannte kühne Schotte 1807—10 einen Thurm auf, der an der Basis 42 und oben 13 Fuß im Durchmesser hält und 115 Fuß hoch ist. Die Erleuchtung geschieht mittelst Argand'scher Lampen. Irland hat 25 Leuchtthürme.

Phasen, die veränderlichen Gestalten, welche die Planeten von ihrer verschiedenen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, sodaß sie uns bald rund, bald oval, bald sichelförmig, bald wie ein dunkler Fleck erscheinen.

Phelloplastik, die Korkbildnerei, d. h. die Kunst, Figuren in Kork nachzubilden. Als Erfinder dieser Kunst, die schon sehr treffliche Arbeiten geliefert hat, wird August Rosa zu Rom genannt. In Deutschland hat Mey zu Aschaffenburg diese Kunst noch zu größerer Vollkommenheit gebracht und auch auf Werke der gothischen Baukunst ausgedehnt.

Pherecydes, ein berühmter Weiser des griech. Alterthums, wird für den Ersten gehalten, welcher in ungebundener Rede über Religion und Philosophie schrieb. Er war von der Insel Syros gebürtig (geb. um 598, gest. um 635 v. Chr.) u. Zeitgenosse des Thales.

Phidias aus Athen, der große Meister in der Plastik, der in

dem Zeitalter des Perikles (um die 84. Olympiade, 444 v. Chr.) die hohen Ideale einer Pallas=Minerva und eines Jupiter zu Olympia verkörperte. Ph. bildete, nach Böttiger, 3 Pallasstatuen, welche sich alle zu Pausanias's Zeit noch auf der Burg von Athen befanden. Die eine kolossale Bildsäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathonischen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeschützerin), und sie war als schirmende Vorstreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde hatte Mys, nach Parrhasius's Zeichnungen, den Centaurenstreit in Relief gearbeitet. Neben der Statue stand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieser Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn sie um das Vorgebirge Sunium herumschifften, noch ihren Helmbusch und die Spitze ihrer Lanze schauten. Die zweite berühmteste bildete er aus Elfenbein und Gold; sie wurde die Statue des Parthenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, und maß mit der Basis ungefähr 39 pariser Fuß. Er nahm statt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu (eigentlich war sie aus Holz mit Elfenbein überzogen), u. legte der Statue ein aus Gold getriebenes oder gegossenes Gewand so kunstreich an, daß es auch an- und ausgezogen, ganz abgenommen und dem jedesmaligen Tempelschatzmeister zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorcetes wurde es geraubt. Die Augen waren von Marmor eingesetzt und, nach der damals noch herrschenden alten Sitte, wahrscheinlich bemalt. Sie stand aufrecht, trug den Schuppenpanzer (die Ägis) auf der Brust und hielt in der linken Hand den Speer. Daneben sah man eine große Schlange oder einen Drachen, den man für die Schlange des Erechthonius hält. Auf ihrer rechten Hand stand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfenbein mit goldenem Gewande, 4 Cubitos hoch. Neben ihm ruht der große Schild, der auf der einen Seite die Schlacht mit den Amazonen, auf

der innern den Kampf mit den Giganten vorstellt. Die einzelnen Theile der Statue, sowie die Basis, waren ebenso durch Reliefs künstlich ausgearbeitet. (So z. B. hatte Ph. sich selbst und den Perikles auf dem Schilde angebracht.) Die ausführliche Beschreibung lese man in Böttiger's »Andeutungen über die Archäologie.« Die dritte kleinere, in Bronze gearbeitet, welche wegen ihrer zarten Proportionen vorzugsweise die schöne genannt wurde, wurde von den Lemniern gekauft und auf die Burg von Athen geschenkt. Der olympische Jupiter des Ph. stellte die ruhige Majestät des Himmelskönigs dar und wurde daher sonst zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier sitzend auf einem Throne, den goldenen Olivenkranz auf dem Haupte, in kolossaler Größe vorgestellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußschemmel des kunstreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebenem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei des Künstlers Bruder, Panänus, ihm geholfen haben soll. Auf der rechten, vorwärts gekrümmten Hand stand die dem Gotte zugekehrte Siegesgöttin, die, auch aus Elfenbein und Gold, eine Binde emporhielt, womit sie den Oelkranz umwinden zu wollen schien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunstreich zusammengelöthet vielfarbige Scepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in seinem Haupte vereinigt, und er saß als der Gott, der den Vorsitz über die Hellanodiken führt und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechischen Anthropomorphismus. Cicero erzählt (»De oratore,« II.), wie der Künstler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung seines Ideals angeregt

worden sei, und nach ihm Wiekand (über die Ideale). Höchst ergreifend war der Anblick des Gottes, und noch mehr wurde der Ausdruck dadurch verstärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erst dann weggezogen wurde, wenn der Gott sichtbar werden sollte. Pracht und Größe warfen staunend den Beschauer zu Boden. (Vgl. Völkel's, Siebenkees's und Tölke's Schriften über den Tempel des Jupiter zu Olympia.) Neuere haben dem Künstler wegen der vielen Verzierungen seiner Werke Ueberladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas- und Jupitersstatue. Einsichtsvoll scheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er sagt: »Phidias ging bei allen seinen kolossalen Schöpfungen von dem Grundsatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne gesehen, durch gewaltige Masse und erhabene Umrisse imponire, dennoch auch bei der sorgfältigeren Beschauung in fortschreitender Annäherung (denn jedes Relief hatte verschiedene Maßstäbe und Augenpunkte) durch die kunstreiche Ausführung anziehen und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müsse. So war der Künstler bis ins Kleinste groß, ja, er setzte wetteifernd mit der Natur seinen Stolz darein, auch eine Cikade und Biene in Erz in höchster Vollkommenheit zu bilden, und jede seiner Statuen war eine Welt von Kunst. Daher findet auch Böttiger des Ph. eigenthümlichsten Charakter darin, mit der zartesten Ausführung im Einzelnen die größte Erhabenheit des Kolossalen zu paaren und auf verschiedene Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in Bereitschaft zu haben — wie dies vorzüglich beim olympischen Jupiter mit den mannigfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Malerei der Fall war. — Auch der Statue der Nemesis zu Rhamnus, welche man fälschlich Ph.s Lieblinge, Argorakritus, zuschrieb, wird eine hohe Würde beigelegt. Er fertigte sie aus einem parischen Marmorblocke, welchen die Perser zum Denkmahl ihrer Siege bestimmt hat-

ten. Von Ph. an rechnet man gewöhnlich den hohen oder erhabenen Styl, und die neuern Alterthumskenner behaupten, nach ihm habe die griech. Kunst wieder zu sinken angefangen. Ph. war auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichsten und kunstreichsten Stadt in Griechenland; während seiner 20jährigen Leitung erhielt Athen köstlichere Tempel, Säulengänge und Kunstwerke, als Rom in 7. Jahrh., obgleich Weltherrscherin, sich verschaffen konnte. Alles regte sich wetteifernd, die Stadt der Pallas zu verschönern. Die ausgesuchtesten Stoffe und zu diesen die fertigsten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Die Aufsicht und Anordnung bei diesen Werken erhielt Ph., und die Bildwerke, welche dieselben (z. B. das Parthenon) verzierten, wurden theils von ihm selbst, theils im Geiste und nach den Ideen des großen Meisters gearbeitet. So sehr Ph. von den kunstsinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehrt wurde, so sehr mußte er die Launen seiner Mitbürger erfahren, als seines Gönners Ansehn sank. Er starb im Kerker; über die nähere Ursache dieses Todes herrscht Dunkel.

Philadelphia, Hauptst. in Pennsylvanien, die größte in den Verein. Staaten, bis 1801 der Sitz des Congresses, hat 16,000 H. und 140,000 Ew., worunter 30,000 Deutsche u. 20,000 Franzosen. Nur Neuyork und Boston übertreffen in der Tonnenzahl der ein- u. auslaufenden Schiffe Philadelphia, und Baltimore kommt ihr am nächsten. Sowie Neuyork der Hauptsitz des Handels, so ist Ph. der Sitz der Wissenschaften und Künste. Es gibt daselbst eine 1780 errichtete Universität mit 300 Studenten, Akademie der Naturwissenschaft (seit 1812) mit Sammlungen, Sternwarte, botan. Garten, Akademie der schönen Künste; die amerik.-philosoph. Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse; eine medicinische, chemische, mechanische und eine deutsche Gesellschaft; eine Gesellschaft zur Auf-

nahme des Landbaues (gestiftet 1785 mit Sammlungen von Mineralien und Modellen); 3 öffentliche Bibliotheken mit 100,000 Bdn.; ein Athenäum (gestiftet 1815, mit Samml. u. einem Journal-Lesezimmer); 2 Kunstvereine der Künstler, die ihre Werke ausstellen; ein 1818 gestiftetes Seminar für Missionaire zur Bekehrung der Neger in Afrika; Peale's Museum; eine Taubstummenanstalt; viele Schulen rc. Die allgemeine philad. Bibliothek wurde 1742 von Franklin angelegt; ihre Bändezahl ist jetzt bis auf 22,000 gewachsen, und ihr Gebäude, auf dessen Fronte die Statue des Dr. Franklin von weißem Marmor steht, ist eins der geschmackvollsten der Stadt; außerdem enthält es noch ein Museum und einen physikal. Apparat. Ph. hat 59 Kirchen und Bethäuser von 22 Religionsparteien, unter welchen die Presbyterianer und Englisch-Bischöflichen, nach ihnen aber die Methodisten und Katholiken die Mehrzahl ausmachen; einige darunter haben auch gute Orgeln und Glockenthürme. Bei den 2 deutsch-lutherischen Kirchen befindet sich die Franke'sche Akademie, d. i. eine grammatische Schulanstalt zur Erhaltung der deutschen Sprache. Die Juden haben eine Synagoge. Ph. ist der Hauptsitz der Quäker. Ferner hat Ph. ein Arbeits- und Besserungshaus mit einer Entbindungs-, Waisen- und Krankenanstalt; ein Irrenhaus; eine Gesellschaft zur Beförderung der Abschaffung des Negerhandels (1787) von Franklin gestiftet); eine Gesellschaft zur Unterstützung fremder Einwandernden. Außer wichtigen Schiffswerften, Zuckersiedereien und 18 verschiedenen Gattungen von Fabriken, gibt es daselbst 60 Buchdruckereien, einen bedeutenden Buchhandel, 60 Kupferstecher rc. In Ph. befinden sich auch die 1791 errichtete Staatsbank, eine pennsylvanische Bank, 11 Assecuranzgesellschaften, ein Handelscollegium und andere Anstalten für den auswärtigen und Binnenhandel.

Philanthropinismus wird das pädagogische System ge-

nannt, welches Basedow und seine Freunde aus den freisinnigen Erziehungsregeln Locke's u. Rousseau's in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. anzubauen und mit den schon von Amos Comenius empfohlenen didaktischen Mitteln in Anwendung zu bringen suchten. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortschritte machte, ist weniger dem heftigen Widerspruch der Humanisten, die sich als Angeklagte behandelt sahen, als den Schwächen der philanthropischen Grundsätze und Methoden selbst, sowie dem Mißverhältnisse, in welchem ihre pomhaften Ankündigungen mit ihren geringen Früchten standen, zuzuschreiben. Denn wie sehr auch das Zeitalter Friedrichs II., von dem die praktische, ja fast nur ökonomisch-merkantilische Richtung der Weltleute, und die (u. d. N. der berlinischen oder Nicolai'schen bekannte) Verstandescultur u. Aufklärung ausging, sich in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauche des irdischen Lebens gefallen mochte, so wurden doch die erfahrenen Pädagogen und ernsthaften Freunde der Wissenschaft bald darüber einig, daß Philanthropinismus, welcher der Jugend Alles leicht und angenehm machen wollte, seichte Vielwisserei und zerstreuende Tändelei befördern bei einiger Consequenz zur Gemeinheit im Denken und Handeln führen könne. Ausgezeichnete Gelehrte haben die Philanthropine auch in der That nicht gezogen, im Studium des classischen Alterthums und besonders im Sprachunterrichte sind sie weit hinter den Schulen des alten Styls zurückgeblieben, und die Menge jetzt lebender Beamten, Geschäftsleute, Lehrer, Hausväter u. Mütter, die aus der philanthropinistischen Familien- u. Institutserziehung hervorgingen, würden bei schärferer Prüfung ihres geistigen und sittlichen Gehaltes wohl eher gegen als für den Philanthropinismus beweisen. Allein ungeachtet dieser Verirrungen, die der Philanthropinismus durch die weit verbreiteten Schriften seiner Tonangeber (z. B. Basedow's

»Elementarwerk,« Campe's »Fragmente über Aufklärung« und das »Revisionswerk,« Trapp's »Pädagogik,« Salzmann's »Menschliches Elend und Himmel auf Erden« und die Unzahl von Kinder- und Volksbüchern, in denen die ernsten Wissenschaften wohl nicht gemeinnützlich dargestellt wurden) und durch seine, als Hofmeister und Schullehrer allenthalben reformirenden Apostel in den 3 letzten Jahrzehenden des 18. Jahrh., wo er in der Mode war und außer den Gelehrtenschulen ziemlich frei schalten durfte, veranlaßt und genährt hat, ist ihm doch auch manches Rühmliche nachzusagen. Hierher gehört der Sonnenstrahl der Erbarmung und Hülfe, welchen er in die Nacht der Barbarei der Landschulen warf, die Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in dem Volksunterrichte, u. vor Allem seine rastlose Sorgfalt für das in hohem Grade vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend; ferner das Verdienst, durch Wiedererweckung der Gymnastik (welche Gutsmuths in Schnepfenthal und Vieth in Dessau betrieben) der Jugend das zweckmäßigste Mittel der Kraftübung verschafft, die Kinderstuben, durch seine durchdringenden Strafreden gegen tausend Mißbräuche der frühesten Erziehung, aus Marterkammern in heitere Wohnsitze der Gesundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder gelüftet und natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geschlecht von der Schnürbrust, und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken-, Zopf- u. Pudertand befreit zu haben. Ihm verdankt die jetzige Generation eine Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und Munterkeit, die in den letzten Jahren manchen Jüngling und Mann aus der Studir- und Arbeitsstube in die Reihen der Helden führte; und tausend Vorurtheile, die das Leben verfinsterten, die Geschäfte erschwerten und die Geselligkeit in steife Formen einzwängten, sind durch ihn verschwunden.

Philemon und Baucis, ein Ehepaar, das wegen der zärt-

lichen Liebe zu einander in der Myth. einen Ehrenplatz einnimmt. Als einst Jupiter und Merkur in Menschengestalt Phrygien durchreis'ten und Niemand die Fremdlinge beherbergen wollte, waren es bloß jene betagten Eheleute, die sie aufnahmen und gastfreundlich bewirtheten. Die Reisenden nahmen hierauf ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als diese hinter sich blickten, sahen sie das ganze Dorf überschwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Auf Jupiters Erlaubniß, jede Bitte zu thun, baten sie bloß um die Vergünstigung, Diener seines Tempels zu sein und daß keines von ihnen eher, als das andere sterben möchte. Ihr Wunsch wurde gewährt und sie in einem sehr hohen Alter, als sie eben vor des Tempels Thüre saßen, Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde verwandelt, indem sie noch den zärtlichsten Abschied während ihrer allmäligen Verwandlung von einander nahmen. Lange standen noch die höchst verehrten Bäume vor dem Tempel.

Philidor (André Danican), geb. zu Dreux 1726, einer der größten Schachspieler und ein berühmter Tonkünstler. Schon im 11. Jahre componirte er eine Motette und ließ sie vor dem Hofe aufführen. Er machte 1745 eine Reise nach Holland, England, Deutschland, wo er besonders als Schachspieler großes Aufsehen erregte. In Berlin spielte er (1750) drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meister mit verbundenen Augen und gewann sie in kurzer Zeit. Als Tonkünstler ward er, nach Frankreich zurückgekehrt, erst nach u. nach bekannt, und als Opern-Componist sehr beliebt; auch in Deutschland gewannen mehrere seiner Opern (z. B. »der Hufschmied,« »der Soldat als Zauberer« u. m.) vielen Beifall, indem er, ohne sich an den gewöhnlichen Leisten zu binden, Reichthum an Gedanken, Feuer und angenehme Melodie mit einander zu verbinden wußte. — Als Schachspieler behielt er seinen Ruf; er reis'te auch alle Jahre nach London

auf Kosten des dasigen Schach-Clubbs, dessen Mitglied er 30 Jahre lang war. Er wählte auch zuletzt London zu seinem Aufenthaltsorte und starb hier 1795, nachdem er noch zwei Monate zuvor mit verbundenen Augen gegen zwei Spieler beide Partien Schach gewonnen hatte.

Philipp, König von Macedonien, Alexanders Vater, in der Mitte des 4. Jahrh. vor Chr. Als Geißel nach Theben gebracht, erhielt er in dem Hause des berühmten Epaminondas eine vorzügliche Bildung, bestieg dann im 22. Jahre den macedonischen Thron, den er zu befestigen und zu einem noch nie gehabten Ansehen zu erheben wußte. Ja er suchte endlich seine Herrschaft über ganz Griechenland zu verbreiten, indem er die einzelnen, unter sich selbst eifersüchtigen und uneinigen griechischen Staaten gegen einander unterstützte, und obgleich die Athenienser mit mehreren Staaten sich seinen ehrgeizigen Absichten widersetzten, so entschied doch endlich der große Sieg bei Chäronea (338 vor Chr.) über Griechenlands Freiheit. Er dictirte den Frieden zu Korinth, der ihnen die Freiheit raubte. Indessen, da er sich eben zum Oberbefehlshaber gegen die Perser erwählen lassen wollte, wurde er im 47. Jahre von Pausanias, einem jungen Macedonier, ermordet. — Dieser Fürst, der Schöpfer der unüberwindlichen macedonischen Phalanx, verband mit den größten Feldherrntalenten die Unerschrockenheit des tapfersten Soldaten, obgleich Ehrgeiz und Herrschsucht ihn oft zu den ungerechtesten Handlungen verleiteten.

Philipp II., König von Spanien, Sohn Kaisers Karl V. und Isabellens von Portugal, wurde 1527 zu Valladolid geboren. Er war kalt, ernst und grausam, indem er fromm und gerecht zu sein glaubte. Die Statthalterschaft in Spanien unter Alba's Leitung in einer Periode, wo die Gemeinderechte der spanischen Städte in der

Fehde mit den Granden, deren Partei die Krone nahm, unterdrückt und die meisten sogar der Gutsherrlichkeit der Granden untergeordnet wurden, gab den Regierungstalenten des jungen Fürsten eine um so schiefere Richtung, je mehr seine geistlichen Erzieher ihm eingeflößt hatten, daß Widerstand wider den Absolutism des spanischen Throns eine gleich politische und religiöse Ketzerei sei und daß der Thron nur in der Anhänglichkeit der Granden fest stehe, weswegen auch Spaniens Könige fast alle Domänen der Kirche und den Granden verliehen hätten, um auf die Dankbarkeit des Altars und Adels zugleich rechnen zu können. Als nun sein Vater ihn 1547 zu sich nach Brüssel berief, nachdem er ihn, 16 Jahr alt, mit Maria, Prinzessin von Portugal, vermählt hatte, zeigte er den Niederländern, deren Freiheitssinn sein Vater bei ihren großen Steuerbewilligungen beständig geschont hatte, solche Härte des Charakters, daß ihm die Unterthanen und selbst der Adel abgeneigt wurden. Aus gleicher Ursache mißlang dem Vater die Negociation bei den Kurfürsten, Philipp zum römischen König zu wählen. Vermählt mit der eilf Jahre älteren Königin Maria von England verhütete das Parlament, daß England nicht am Kriege des Kaisers wider Frankreich Theil nahm. Im J. 1555 entsagte der Kaiser dem Thron, welchen Philipp antrat, der mit Frankreich 1556 einen Waffenstillstand schloß, als aber Letzteres solchen brach, siegte er 1557 zu St. Quentin, ging jedoch nicht auf Paris los und schloß 1559 Frieden zu Chateau Cambrésis. Bald nachher brach die Neigung zur Reformation noch öffentlicher als unter dem Vater in den burgundischen Erblanden aus, da Philipp die Inquisition nicht abschaffen wollte. Im J. 1567 erschien dort der Herzog von Alba, um religiöse und politische Oppositionen mit Blut zu unterdrücken. Im folgenden Jahre starb des Königs Sohn, Don Carlos, im Gefängniß, mit dem Verdachte des Hochverraths und

gleich nachher auch seine Gemahlin Elisabeth, Prinzessin von Frankreich. Blutig unterdrückte er 1570 den Aufstand der Mauren in Granada, weil sie nicht, wie der König verlangte, Christen werden wollten. Er heirathete nun Anna von Oestreich und 1571 siegte seine Flotte bei Lepanto über die Türken. Der Herzog Farnese von Parma vermochte kaum die südlichen burgundischen Provinzen der Krone Spanien zu erhalten, indeß eroberte ihm Alba 1581 Portugal. Aber die Niederlage der unüberwindlichen Armada im Jahr 1588 brach seine Macht. Philipp verlieh Frankreichs Ligue Beistand, schloß erst 1598 mit Frankreich den Frieden von Vervins und starb 1598.

Philipp II. August, König von Frankreich, geb. 1165, bestieg den Thron nach seines Vaters Ludwigs VII. Tode, 1180, und ergriff, ungeachtet er noch unter der Vormundschaft des Grafen von Flandern stand, die Zügel der Regierung mit vieler Kraft. Zuerst verbannte er die Possenreißer und Komödianten von seinem Hofe. Um aber die Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, die durch ihre Industrie und ihre Kunstgriffe im Besitze großer Reichthümer waren, zu beschönigen, wurden sie verschiedener Gräuelthaten beschuldigt; man zog ihre Güter ein und erklärte ihre Foderungen für nichtig. Nachher aber fand es der König für rathsam, sie zurückzurufen und ihrem Wucher Grenzen zu setzen. Die Räubereien der Großen unterdrückte Ph. durch zweckmäßige Verordnungen und Waffengewalt. Die Uneinigkeiten zwischen der Königin Mutter und dem Grafen von Flandern (dessen Nichte Isabelle der König heirathete), und die Jugend Philipp Augusts ließen den König von England, Heinrich II., von einer Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs viele Vortheile hoffen; aber an Ph.'s Thätigkeit scheiterten diese Plane. Nach dem Tode der Gräfin von Flandern verband er die Grafschaft Vermandois mit dem Reiche, trotz des Widerspruchs des Grafen. Als

der Papst wegen der Einnahme von Jerusalem durch Saladin 1187 einen Kreuzzug anordnete, so nahmen die Könige von Frankreich und England das Kreuz. Allein ihr Streit brach aufs neue aus. Der päpstl. Legat bedrohte deswegen den König von Frankreich mit dem Interdicte; doch Philipp gestand dem Papste das Recht nicht zu, sich in die Händel zwischen ihm und seinen Vasallen zu mischen. Er nöthigte hierauf den König von England zu einem Vergleich, und verband sich mit Heinrichs II. Nachfolger, Richard I., zu einem Zuge nach dem gelobten Lande. Ph. schiffte sich 1190 mit seinen Truppen in Genua ein und traf mit Richard in Sicilien zusammen. Aber schon hier geriethen beide in neue Streitigkeiten, nach deren Beilegung Ph. zur Belagerung von Acre schritt. Als Eifersucht die beiden Könige aufs neue entzweit hatte, kehrte Philipp 1191 nach Europa zurück, ließ jedoch zu Richards Unterstützung ein Truppencorps in Palästina. Bald nach seiner Rückkehr vermählte er sich zum zweiten Male, mit Ingelburga, der Schwester des Königs von Dänemark, gegen die er aber seit der Brautnacht einen solchen Widerwillen faßte, daß er sich von ihr trennte. Unterdessen war Richard auf seiner Rückreise vom Herzog Leopold von Oestreich gefangen genommen worden. Ph. benutzte dieses Ereigniß und trat mit Johann, Richards Bruder, in ein Bündniß, welcher dafür, daß er in seinen Usurpationsplanen von Seiten Frankreichs begünstigt wurde, sich dem Versuche Philipps, einen Theil der Normandie zu erobern, nicht widersetzte. Dieses Unternehmen war durchaus dem feierlichen Eide zuwider, den sich beide Könige geschworen hatten, während der Dauer des heiligen Kriegs einander nicht zu beunruhigen. Ph. war eben mit Ausführung seines Plans beschäftigt, als Richard, befreit aus der Gefangenschaft, mit einem Heere in Frankreich erschien. Der Krieg wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt und bis zu Richards

Tode 1199 fortgesetzt. Während desselben hatte sich die Königin Ingelburga in ein Kloster begeben, Philipp aber unter dem Vorwande einer entfernten Verwandtschaft eine Scheidung von seinen Bischöfen erlangt und sich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meran, vermählt. Auf des Königs von Dänemark Beschwerden erklärte Papst Cölestin diese Ehe für nichtig, und da Ph. sich nicht fügen wollte, that ihn Cölestin's Nachfolger, Innocenz III., in den Bann. Der König gab daher nach, verstieß seine neue Gemahlin und erlaubte Ingelburga, als seine Gemahlin mit dem königl. Titel auf einem fern gelegenen Schlosse zu leben. In den letzten Jahren seiner Regierung lebte er mit ihr in Eintracht. Ph. entzweite sich jetzt mit seinem frühern Bundesgenossen, dem König von England, Johann, und fiel in die Normandie ein. Zwar wurde der Streit beigelegt, indem man zwischen Ph.'s Sohn, Ludwig, und Johanns Nichte, Blanca von Castilien, eine Heirath vorschlug; bald aber zog sich Johann durch die Ermordung Arthurs von Bretagne, seines Neffen (1202), einen solchen Haß zu, daß Ph. ihn als seinen Vasallen vor die Pairskammer lud, und da jener nicht erschien, ihn aller seiner Länder in Frankreich für verlustig erklärte. Also gelang es ihm, bei Johanns Unthätigkeit, die ganze Normandie nach einer 300jährigen Trennung mit seiner Krone wieder zu vereinigen. Auch unterwarf er Touraine, Anjou und Maine, so daß von allen Besitzungen in Frankreich den Engländern allein Guyenne blieb. Hierauf nahm Ph. an dem Kreuzzuge gegen die Albigenser Theil, um bei der Schwäche seiner Vasallen sein Ansehen auszudehnen. 1218 rüstete er sich, um England zu erobern. Innocenz hatte nämlich bei seinen Streitigkeiten mit Johann, wegen des Erzbisthums von Canterbury den engl. Thron für erledigt erklärt, und Philipp die Besitznahme desselben übertragen; allein Johann versöhnte sich mit dem Papste, indem er sich demselben als seinem Lehns-

herrn unterwarf; der Papst schickte daher an Ph. den Befehl, von seinen Absichten auf ein Königreich abzustehen, das dem heil. Stuhl angehöre. Ph. achtete jedoch nicht darauf. Nun verband sich Johann 1214 mit dem Kaiser Otto IV. gegen Frankreich, und die engl. Flotte erfocht den vollständigsten Sieg; sie nahm 300 Schiffe, versenkte 100 und nöthigte die Franzosen, deren mehr als 1000 zu verbrennen. Dagegen siegte Ph. zu Lande 1214 bei Bovines in Flandern über das weit stärkere verbündete Heer; dennoch schloß er einen Waffenstillstand. Als in der Zwischenzeit die Engländer selbst ihren König verließen, und eine Partei den franz. Prinzen Ludwig herbeirief, mißbilligte Ph. zwar dem Anscheine nach dieses Anerbieten, unterstützte jedoch seinen Sohn insgeheim mit einem Heere und einer Flotte. Dennoch mußte die Unternehmung aufgegeben werden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes fingen die Feindseligkeiten mit England aufs neue an, wurden aber durch einen abermaligen Waffenstillstand beendigt. Bald darauf starb Ph. 1223, nachdem er 43 J. regiert hatte, 59 J. alt. Ph. A. war groß als Feldherr und Regent; er vermehrte das Gebiet von Frankreich und erhob zuerst die königl. Gewalt, weshalb er auch den Beinamen der Eroberer erhielt. Er vervollkommnete das Militairsystem, begünstigte die Wissenschaften, legte nützliche Gebäude, Landstraßen, Befestigungen an, und verwandte die großen Summen, die er durch Sparsamkeit erübrigte, zum Nutzen des Landes. Unter ihm bildeten die 12 Pairs von Frankreich einen besondern Stand; auch kamen die Appellationen von den Gerichten der Vasallen an den König auf. In seinem Betragen war er gefällig und einnehmend, nicht ohne Billigkeit und Edelmuth, aber desto ungewissenhafter in seiner Politik.

Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, s. Burgunder.

Philipp V. und **VI.** von Frankreich, s. Frankreich.

Philippi, Stadt in Macedonien, von Philipp wegen der daselbst befindlichen Goldbergwerke erbaut, jetzt ein Dorf, Feliba. Hier wurden 42 v. Chr. die 2 Schlachten geliefert, in welchen Antonius und Octavius die Republikaner unter Cassius und Brutus besiegten. Der Wahlplatz heißt jetzt la Cavalla; darüber stehen die Ruinen der Stadt. Paulus errichtete hier eine Christengemeinde und schrieb an dieselbe den Brief an die Philipper.

Philippiken, orationes philippicae, die Reden des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien. Nach ihnen nannte Cicero seine Reden gegen den Antonius, und seitdem ist Philippica gebräuchlich für jede heftige und donnernde Rede.

Philippinen, Archipelagus von 9 größern und vielen kleinern Inseln im stillen Meere, dies von dem chinesischen Meere trennend; hält ungefähr 6000 □M. Die Inseln liegen meist hoch, sind gebirgig, vulkanischer Natur, einige mit noch thätigen Vulkanen; haben gute Bewässerung, sehr angenehmes Klima, das jedoch bisweilen durch schreckliche Orkane gestört wird, außerordentlich fruchtbaren Boden, sagen indessen der europäischen Natur wenig zu, sind aber wegen ihres Productenreichthums schätzbares Eigenthum der Spanier. Man findet Affen, Meerkatzen, verschiedenes Rothwild, Eichhörnchen, fliegende Hunde, Hirscheber, mehrere Arten Wald= und Feldhühner, Papagaien, Fasane, Pfauen, Tauben, viele Seevögel, Krokodille, mehrere Arten von Schildkröten, Schlangen, viele Fische von mancherlei Art und Geschlecht, große Schwärme Bienen in den Wäldern, Austern und andere Seethiere (Riesenmuscheln), Heuschrecken, Perlen; ferner Reis und andere Getreidearten, zarte Gemüse, Gewürze, Kaffee, Zucker, mehrere Palmenarten, Cedern, Ebenholz, Eisenholz, Rohr; endlich mancherlei Metalle. Die Zahl der Einwohner wird auf 3

bis 4 Mill. (n. A. nur auf $2\frac{1}{2}$ Mill.) angeschlagen; sie gehören zu den Malaien und Papuas; das Herrschervolk, die Spanier, rechnet man nur zu ungefähr 4000; außerdem gibt es noch Chinesen (auch getaufte, ungefähr 60—70,000). Die meisten Malaien sind Christen geworden, ohne ihre Sitten und Lebensweise sehr geändert zu haben. Die Einw. bauen Reis (mit 100fältigem Gewinn), Baumwolle von vorzüglicher Güte, Indigo, Zucker, Seide (durch die Spanier erst eingeführt), Honig, Gewürze (Kakao, schwarzer Pfeffer, Zimmet, Muskatnüsse); das Arbeitsthier ist der Büffel, Pferde sind bloß zum Reiten benutzt; man treibt ergiebige Fischerei, gräbt (doch ganz kunstlos) Metalle (Gold, Quecksilber, Eisen, Schwefel), benutzt den reichen Schatz von Holz, fertigt allerlei Zeuge und Decken aus Baumwolle und Hanf, zieht einiges Hausvieh, treibt ausgebreiteten, doch durch Seeräuberei der Suluhinsulaner gefährdeten Handel. Dieser soll 10—11 Mill. an Werth ein= und $9\frac{1}{2}$—10 Mill. ausführen, wobei jedoch die Transitogüter aus spanisch Amerika mit gerechnet sind. Der europäische wurde zeither durch die königliche Gesellschaft der Philippinen betrieben, doch hat sich dieses Vorrecht aufgehoben, obschon der Handel dadurch nicht blühender geworden ist. Als Münzen gelten hier außer den spanischen auch noch die Kauris. Einige Inseln und das Innere selbst der größern Inseln hat noch eigene Herrscher; das Uebrige und der größere Theil dieses Archipels gehört den Spaniern, die einen eigenen Generalcapitän (jedesmal nur auf 6 Jahre erwählt) hier haben und durch ihn alle Civil= und Militärmacht lenken lassen. Ein Lieutenant besorgt unter ihm die Militar=, ein (von Spanien hingesendeter) Staatsrath die Civilangelegenheiten. Den einzelnen Ortschaften stehen Alkaden vor. Diese haben den Handel inne; zu Gehülfen haben sie einen eingeborenen Schreiber. Herrschende Religion ist die katholische (prächtig dotirt), deren Diener

sich oft weltliche Macht anmaßen sollen. Neuerer Zeit dürfte sich dies doch etwas gemäßigt haben. Die Militärmacht besteht aus 5500 Mann Linie und 12,000 Mann Miliz. Einkünfte berechnete man zu $3\frac{1}{2}$—5 Mill. Gulden. Eintheilung in die größere Insel Manila, die Bissayers, Babuyanen und Baschi. Zum Gouvernement der P. werden auch noch die Carolinen und Marianen gerechnet; sie wurden von Magelhaens 1521 zuerst besucht und Lazarusinseln genannt, 1571 von Spanien in Besitz genommen, nachdem sie schon 1542 den Namen P. erhalten hatten. P., neue, so v. w. Carolinen.

Philipponen, russische Secte, ein Zweig der Roskolniken, welche wegen der auf einer Kirchenversammlung zu Moskau 1666 eingeführten Verbesserung der alten slavonischen Kirchenbücher und dadurch veranlaßten Abänderung einiger außerwesentlichen Ceremonien sich von der russisch-griechischen Kirche trennten und unter sich wieder in verschiedene Secten zerfielen. Die nach ihrem ersten Parteihaupte Philipp Pustoswiät genannten, gegen Ende des 17. Jahrh. im nördlichen Rußland aufgekommenen Philipponen gehören zu den Unpopischen, welche keine Popen dulden, weil sie die Priesterweihe der russischen Kirche nicht für echt anerkennen. Das Kloster Pomor am Wüig im Gouvernement Olonez war ihr Stammort, und so lange sie sich nur in Rußland verbreiteten, Selbstverbrennen ihre wie einiger andern unpopischen Roskolnikenparteien letzte Rettung vor den Verfolgungen, die die orthodoxe russische Kirche bis unter der Regierung der Kaiserin Anna häufig über sie verhängte. Mehrere Haufen der Philipponen flohen um 1700 in das polnische Litthauen und ein Theil derselben wendete sich von da in das nachmalige Neuostpreußen, wo sie, von Gutsherrn aufgenommen, als fleißige Ackerbauer gern geduldet und bis 1795 auf 955 Familien stark wurden. Im fanatischen Haß gegen die russische Kirche, in Vermeidung des Umgangs mit frem-

den Glaubensgenossen und in der starren Anhänglichkeit an die alten allen Roskolniken gemeinsamen Gebräuche stimmen sie mit diesen in der Glaubenslehre, über die sie freilich selbst noch sehr im Dunkeln sind, mit der griech. Kirche überein, weichen aber von andern Roskolniken dadurch ab, daß sie keine ordinirte Geistliche haben. Daher findet Communion, Firmelung, priesterliche Absolution und Trauung bei ihnen gar nicht statt und die Ehe ist ihnen kein Sacrament. In jeder ihrer Gemeinden versieht ein dazu von ihr oder von seinem Vorgänger gewählter Starik (Aeltester), der slavonisch lesen können und sich seit seiner Taufe jedes starken Getränkes enthalten haben muß, den Gottesdienst im Bethause mit Psalmen singen, Beten und Verlesen der Evangelien, tauft Kinder und zugelaufene Proselyten, besucht Kranke, begräbt die Leichen, hört Beichte und legt Büßungen auf. Die Absolution glauben sie innerlich unmittelbar von Gott zu erhalten. Eid und Kriegsdienste verweigern sie; den Märtyrertod für die Eigenheiten ihres Sectenglaubens halten sie noch für verdienstlich, sind aber von frühern Schwärmereien ihrer Secte, besonders vom Selbstverbrennen, da Niemand sie verfolgt, ganz zurückgekommen. Alte Heiligenbilder holen sie sich von Glaubensgenossen in Riga, da sie die neuen verwerfen. Schulen haben sie nicht; Kinder lernen nur von ihren Eltern lesen. Uebrigens leben sie in großer Unwissenheit, verhalten sich mäßig, wirthschaftlich, arbeitsam und als ruhige Unterthanen.

Philipps, 1) (Sir Richard), Buchhändler, Schriftsteller und erster Herausgeber des »Monthly magazine«, geb. zu London 1768, errichtete 1790 in Leicester eine Buchhandlung und gab ein Tageblatt heraus; 1793 ward er wegen Herausgabe von Thom. Payne's »Rights of men« verhaftet; seine Druckerei und Buchladen gingen im Feuer auf; er stellte jedoch bald sein Geschäft wieder her

und entwarf den Plan zu dem »Monthly magazine«, das er bis zum 52. Bde. selbst leitete. 1807 wählte man ihn zum Sheriff von London; die Minister suchten ihn zu gewinnen, indem sie ihm die Knightswürde geben ließen, daher er sich Sir schreibt; allein er blieb Whig. Unter mehreren Schriften von ihm nennen wir die »Powers and duties of juries« (1811, ins Franz., Ital., Span. und Portug. übersetzt und in Amerika nachgedruckt). 2) (Charles), ein irländ. Sachwalter und Gerichtsredner, geb. 1788 zu Sligo in Connaught, nicht weit von der Heimath des Dichters Goldsmith, dessen entfernter Verwandter er ist, zog zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums in dem Prozesse Guthrie gegen Sterne auf sich, wo seine Gegenpartei des Ehebruchs überführt wurde. Ph. besitzt ein vorzügliches Rednertalent, man drängt sich, ihn zu hören, und seine Praxis ist bedeutend. Freilich trifft man hier und da in seinen Reden die blumenreichen, üppigen Auswüchse an, welche man den irländ. Sachwaltern Schuld gibt und welche der reinere Geschmack englischer Gerichtsredner mißbilligt. Er hat seine vorzüglichsten Gerichtsreden in einen Band gesammelt. Sein »Recollections of Curran« und »Specimen of Irish eloquence« sind wohl aufgenommen worden. Er ist auch vortheilhaft als Dichter bekannt.

Philister (Philistäer), ein wahrscheinlich ägyptischer Volksstamm, von welchem Palästina, vorher Kanaan, den Namen erhielt, und welcher in den südwestlichen Ebenen desselben an der Seeküste wohnte. Sie waren stets im Kampfe mit den Israeliten und unterjochten sie nach Josua's Tode auf einige Zeit. — In der Studentensprache heißt **Philister** ein gemeiner Spießbürger oder spießbürgerlich gesinnter Mensch.

Philo, s. Philon.

Philoktet (Myth.), Sohn von Pöas und Demonassa oder

Methone, Enkel des Thaumakos. Homer sagt: P., ein trefflicher Bogenschütz, führte die Bewohner von Thaumakia, Meliböa und Olizon nach Troja. Unterwegs, auf Lemnos, biß ihn eine giftige Natter. Die Wunde eiterte heftig, machte ihn zum Kampf untauglich und veranlaßte die Griechen, ihn hülflos auf Lemnos zurückzulassen, während doch Ilion, wie schon Homer erkennen läßt, ohne ihn nicht eingenommen werden konnte. Er besaß nämlich die mit dem giftigen Blute der lernäischen Hydra getränkten Pfeile des Herakles, mit welchen allein, nach dem Ausspruch des Sehers Helenos, die Eroberung möglich war. Spätere Dichter behandelten diesen tragischen Stoff vielfach. Bei Sophokles ist er auf des Odysseus Rath auf Lemnos zurückgelassen worden. Dieser muß ihn daher von da abholen und will es listig durch Neoptolemos, des Achilleus Sohn, bewirken; dieser weigerte sich aber dessen und bewegte den P. endlich durch Vorstellungen, nach Troja mitzukommen. Hier ward er durch Machaon geheilt, Paris durch die Pfeile getödtet und Troja bald darauf erobert. Spätere lassen ihn nach Italien kommen, wo er Petilia in Lukanien und Krimisa bei Kroton erbaute, und wo er endlich in einem Kampfe gegen frühere Einwohner getödtet wurde. Der einzige P. des Sophokles hat sich erhalten, der des Aeschylos, Euripides, Achäos u. A. ist verloren, eben so ein zweiter des Sophokles.

Philologie, 1) gelehrtes Studium der Sprachen und der darin abgefaßten Schriften überhaupt, so daß keine gebildete Sprache davon ausgeschlossen ist. 2) Da man aber früher seine Aufmerksamkeit vorzüglich nur auf die Sprache und die Literaturdenkmäler des griechischen und römischen Alterthums richtete, so fing man an, die P. sowohl von dem Studium der orientalischen Sprachen, als auch von der Linguistik (dem gelehrten Studium der neuern Sprachen) zu trennen, obgleich beide eigentlich nur Theile der erstern sind. Die P. im

weitern Sinne des Wortes soll sich nämlich eigentlich mit allen Bemerkungen und Regeln beschäftigen, die zur Kenntniß und Erlernung der Sprachen dienen, und zwar vorzüglich mit ihrer Theorie, um Sprachkunde oder die Fertigkeit im Gebrauch der Sprachen, von Sprachwissenschaft oder der gelehrten Kenntniß derselben, zu unterscheiden; richtiger wird also die P. im engern Sinne als klassische P. oder P. der Griechen und Römer bezeichnet. So wie man aber auf der einen Seite den Begriff der P. verengt hat, so hat man ihn auf der andern erweitert, indem man 3) das Heer von Wissenschaften darunter begreift, deren Kenntniß zur Verständniß und zur richtigern Beurtheilung der ältern griechischen und römischen Literaturwerke erforderlich ist (s. unten). In so fern sich P. mit dem griechischen und römischen Alterthum beschäftigt, nennt man sie auch Alterthumskunde, antiquarisches Studium, auch Archäologie im weitern Sinne, nimmt man auf die beiden Haupttheile der P. Rücksicht, Studium der alten oder der klassischen Literatur und der Antike, endlich, wegen ihres wirksamen Einflusses auf Geistesbildung und Verfeinerung der Empfindungen und des Geschmacks oder die Cultur der Humanität überhaupt, auch 4) humanistisches Studium oder Studium der Humaniora. — Der Zweck der P. in diesem Sinne ist also, die erhaltenen Literaturwerke der Griechen und Römer verstehen, erklären und beurtheilen zu lernen. Betrachtet man nun diese Werke als Produkte eines entfernten, von dem unsrigen auf mancherlei Weise verschiedenen Zeitalters und als klassische Werke nach ihrem ästhetischen Werthe, so ergibt sich, daß das, was vom Philologen gefordert werden kann, sich unter folgende Punkte bringen läßt: A. Griechische und römische Sprachwissenschaft oder Grammatik im engern Sinne. B. Geschichtskenntnisse, und zwar: a) griechische und römische Staatengeschichte, verbunden mit Geographie und Topographie; b) Kennt-

niß des häuslichen, sittlichen und bürgerlichen Lebens der Griechen und Römer, ihrer Meinungen, Gebräuche u. s. w., also Antiquitäten; c) Geschichte ihrer mythischen Dichtung; d) Literaturgeschichte. C. Einige Kenntniß von denjenigen Wissenschaften, über welche viele der aus dem Alterthum uns übrig gebliebenen Schriften abgefaßt sind, wie Mathematik, Astronomie, Naturlehre, Pflanzenkunde u. s. w. D. Hermeneutik im weitern Sinne, und zwar: a) Hermeneutik, b) Kritik. E. Einige Kenntniß der Archäologie im engern Sinne oder Archäologie der Kunst. Da die Sprache ein Abbild der menschlichen Vernunft ist, so steht die Philosophie mit der P. in genauer Verwandtschaft, und es kann Niemand ein gründlicher Philolog sein, ohne der Philosophie, noch ein gründlicher Philosoph, ohne der P. einen Theil seiner Studien gewidmet zu haben. Den Zweck des Studiums der P. betrachtet man gewöhnlich aus 4 Gesichtspunkten: a) allgemeiner wissenschaftlicher Gesichtspunkt: um gewisse Kenntnisse aus dem Alterthum sich bekannt zu machen; b) ästhetischer: um Geschmack und Schönheitsgefühl dadurch auszubilden; c) moralischer: um das Herz dadurch zu bilden; d) historischer (höchster Zweck, der allen übrigen zu Grunde liegt): um die Menschheit in allen ihren Verhältnissen, in denen sie je gewirkt und sich gezeigt hat, bei den cultivirtesten Nationen so viel wie möglich kennen zu lernen. 5) (Gesch.) Zuerst soll Eratosthenes Philolog genannt worden sein. Jedoch ist der Ursprung der P. schon da zu suchen, wo das Studium Homers begann, zu Solons und der Pisistratiden Zeit; sie pflanzte sich durch die Sophisten fort, ward aber erst durch Aristoteles wissenschaftlich begründet; Hauptsitz derselben ward später Alexandria und Pergamos unter Attalos II. In Rom waren Philologen: Varro, Flaccus, Pollio, Plotius, Quinctilian, Gellius u. A. Erklärer der römischen Schriftsteller und Grammatiker, wie Pedianus, Donatus, Priscianus, tra=

ten nun auf. Vorurtheil der Christen gegen Alles, was heidnisch hieß, und Einfälle der Barbaren brachten die P. im Verfall, und sie fand nur in Klöstern, Stiftern, Abteien ein zweideutiges Asyl. Seit dem 6. Jahrh. findet man mit solchen Anstalten gelehrte Schulen verbunden, in Frankreich, dann in Irland, Schottland, England; doch wurde P. meist nur in Bezug auf Theologie getrieben. Seit dem 10. Jahrh. aber begann häufigeres Lesen und Abschreiben der lateinischen Klassiker (Benedictiner, Congregation von Clugny, Cistercienser und Karthäuser), und um die griechische P. machten sich besonders die Araber verdient. Im 11. und 12. Jahrh. lebte in Italien, Frankreich und England (Lanfranc, Anselm, Gerbert, Abbo von Fleury, Abelard) das Studium der P. besonders kräftig auf, doch nur, um während der Kreuzzüge fast ganz zu verschwinden. Erst in der Mitte des 14. Jahrh. begann in Italien die eigentliche P. sich zu entfalten, besonders durch Petrarca und Boccaccio und die nach der Eroberung Konstantinopels dahin geflüchteten griechischen Gelehrten. Noch mehr wuchs der Eifer für P. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., sie wurde die Grundlage der gesammten neueuropäischen literärischen Bildung, besonders auch durch Uebersetzung der griechischen Klassiker in das Lateinische und der griechischen und lateinischen in europäische Sprachen. Frankreich und Deutschland, später die Niederlande, schritten mit Italien und ihren Lehrern gleichmäßig fort und übertrafen es bald. In dem scholastisch-polemischen 17. Jahrh. sprach sich das Verhältniß der P. zur sittlich-wissenschaftlichen Denkart in ihrer Verschmelzung mit politischer Weltansicht deutlich aus. Gegen Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrh. regte Leibnitz allgemeinere Achtung für Sprachstudien aufs Neue an; doch galt P. noch meist nur als Hülfsmittel zu andern Studien. Langsam und gefördert von mehrern glücklich zusammentreffenden, sich nach und nach wech-

selseitig unterstützenden und ergänzenden, großartigen und menschlich milden Bestrebungen und von manchen, rascher zum Ziele führenden äußern Verhältnissen und Begünstigungen nahte endlich die Zeit, in welcher die Studien des klassischen Alterthums als Zweck an sich und Geistesgenuß, als Anschauung der in ihren eigenen Aeußerungen sich offenbarenden hochgebildeten alterthümlichen Menschheit, als fruchtbarste Erkräftigungen des Sinnes für Schönheit und Wahrheit anerkannt werden. In Bezug darauf kann sich der Deutsche rühmen, nicht nur die wissenschaftlichen Bestrebungen des Auslandes treu aufgefaßt, einsichtsvoll geordnet und verarbeitet, sondern auch den Realismus und Idealismus des Studiums am glücklichsten vereint, dessen Umfang erkannt und nachgewiesen, das Formelle darin und sein pädagogisches Element sorgsam berücksichtigt und seine folgenreiche Beziehung auf Wirklichkeit und Gegenwart tief ergriffen zu haben.

Philomele (Myth.), 1) Tereus, thrakischer König, hatte Daulis in Phokis erobert. Er heirathete Prokne, Tochter Pandions I., Königs von Athen, und zeugte mit ihr den Itys. Als dieser Jüngling geworden, reiste Tereus nach Athen. Prokne bat ihn, ihre Schwester P. mitzubringen. Tereus nahm sie mit sich, schändete sie aber unterwegs und schnitt ihr die Zunge aus, damit sie dies nicht verrathen könne. P. entdeckte aber diese Schandthat ihrer Schwester durch ein Gewebe. Aus Rache schlachteten beide den Itys und setzten ihn als Gericht dem Vater vor. Tereus erkannte die That und verfolgte die entfliehenden Schwestern. Diese riefen die Götter um Erbarmen an, worauf Alle verwandelt wurden, Prokne in die Nachtigal, P. in die Schwalbe, Tereus in den Wiedehopf. Spätere verwechselten jene Verwandlung, besonders römische Dichter, und ließen P. zur Nachtigall werden. Daher noch bei uns derselbe Name für diesen Vogel. 2) Mehrere andere mythische Personen.

Philomusos, ein Liebhaber der Musen und aller Wissenschaften und Künste, deren Vorsteher sie sind.

Philon, 1) aus Larissa, Redner und Philosoph, Stifter der vierten Akademie, hochgeehrter Lehrer Cicero's während dessen Exils in Athen, so wie Heraklits von Tyros und des Antiochos. 2) P., griechischer Arzt, von Tarsos gebürtig, Zeitgenosse des Kaisers Augustus, bekannt als Erfinder eines nach ihm Philonium benannten, in Rom sehr gewöhnlichen, gegen Kolik und andere Zufälle verordneten Arzneimittels, das aus Opium, Saffran, Bertramwurzel, Euphorbium, weißem Pfeffer, Bilsenkraut, Narden und attischem Honig bestand, und dessen Zubereitung er selbst in griechischen Versen, welche Galen erhalten hat, in räthselhaften Ausdrücken beschrieb. 3) P. Judäus, aus Alexandrien, um 20 v. Chr. geboren, ein angesehener Jude; begleitete 40 oder 41 n. Chr. eine Mission der alexandrinischen Juden an den Kaiser Claudius, welche um Erleichterung ihrer sehr harten Verhältnisse bitten sollte, die aber, weil die alexandrinischen Juden sich geweigert hatten, des Kaisers Bild in der Synagoge aufzustellen, nicht vorgelassen wurde. P. besaß eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft mit dem, was man damals Platonische Philosophie nannte, und verband mit asiatisch-ägyptisch-religiösen Philosophemen und mit einer merkwürdigen Gabe, historische Facta mit allgemeinen Sätzen in Vergleichung zu bringen und diese in jenen allegorisch wieder zu finden, eine große Gewandtheit der Sprache. So ausgerüstet machte er es sich zur Aufgabe, allgemeine Wahrheiten, besonders religiöse Meinungen und Vorstellungen, wie sie die geschichtlichen Ueberlieferungen des A. T. typisch enthalten, nachzuweisen. Er that demnach das mit dem A. T. (den Mosaischen Schriften), was lange vor ihm in den griechischen Mysterien, in den Schulen der späteren Platoniker mit den gebräuchlichen Volksreligionen gethan wurde.

Er suchte die philosophischen Ansichten der Zeit im Pentateuch wieder, und wollte dadurch diesen zu Ehren bringen, was er durch allegorische Interpretation seines geschichtlichen Inhalts that. Weit entfernt, an dieser Auslegungsweise, die er nicht einmal consequent durchführte, einen grammatisch-historischen Anstoß zu nehmen, empfiehlt er sie öfter und nachdrücklichst als die allein wahre und zuverlässige; er nennt diejenigen »ogygisch«, dumm, welche die Mosaischen Erzählungen für wahre und wirkliche Thatsachen halten. Auch gebraucht er höchst wahrscheinlich die Namen Altes und Neues Testament zuerst, nur so, daß er unter jenem den buchstäblichen, unter diesem aber den allegorischen Sinn des Pentateuchs verstand. Es ist eine natürliche Folge, daß seine eigenen religiösen Ansichten, eigentlich nur ein Gemisch griechisch-neuplatonischer und asiatisch-ägyptischer Vorstellungen, bei diesem Verfahren einen eigenthümlichen Charakter erhalten mußten.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, geb. zu Megalopolis in Arkadien 253 v. Chr. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters Krausio erhielt er von seinem Vormund Kassander von Mantinea eine treffliche Erziehung und ward durch Ekdemos und Demophanes in der Staatskunst unterrichtet, diente dann unter den von Megalopolis nach Lakonien geschickten Truppen, bebaute aber, zurückgekehrt, selbst seine Felder und Weinberge. 30 Jahr alt zeigte er Klugheit und Muth, als Kleomenes von Sparta Megalopolis überfiel; später folgte er Antigonos Soter in den Krieg und ward dann Feldherr des achäischen Bundes, der letzte große Feldherr der alten Griechen. Epaminondas ähnlich in Uneigennützigkeit, Einfachheit, Klugheit, Thätigkeit, Kühnheit. Er verbesserte das ganze Kriegswesen, gab den Soldaten bessere Waffen und übte sie in allen Arten von Evolutionen und Manoeuvres. 208 v. Chr. gewann er bei Messene eine Schlacht gegen die mit den Römern verbundenen Aeto-

lier, schlug bei Mantinea Mechanides, Tyrannen von Lakedämon, der mit furchtbarer Macht in Achaia einfiel, und den er mit eigner Hand tödtete (aus Dankbarkeit errichtete ihm der Bund eine Bildsäule in der Stellung, wie er den Tyrannen tödtete), was die Feinde zum Frieden zwang, ward zwar von dessen Nachfolger, Nabis, zur See besiegt, rächte sich aber in einer Landschlacht, nahm Sparta ein, schleifte die Mauern, hob die Lykurgische Gesetzgebung auf und unterwarf 188 die Spartaner den Achäern. Als 4 Jahre darauf die den Achäern unterworfenen Messenier wieder zu den Waffen griffen, ward er, 78 Jahre alt, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan, vom Pferde abgeworfen, gefangen und von seinem persönlichen Feinde Dinokrates im Gefängnisse 183 genöthigt, den Giftbecher zu nehmen, was er mit der Ruhe eines Weisen that. Fast alle seiner gedenkenden Schriftsteller setzen P. Hannibal und Scipio an die Seite. Sein Nachfolger in der Feldherrnwürde, Lykortas, rächte ihn an den Messeniern, ließ seine Mörder hinrichten und P.s Leichnam mit der höchsten Pracht bestatten. Seine Asche wurde in seine Vaterstadt geschafft. Man errichtete ihm Bildsäulen und andere Denkmäler, und in Megalopolis wurde jährlich ein Opfer an seinem Grabe gebracht.

Philoponos, 1) (d. i. der unermüdlich Fleißige), Beiname des alexandrinischen Philosophen (Aristotelico-Platonikers) und Grammatikers Johannes, der um 535, n. And. um 640 in Alexandria lebte. Er faßte unter vielen theologischen und philosophischen Werken, welche letztere besonders Commentare zu Aristoteles Schriften sind, ab: »De dialectis graec.« (herausgegeben in Aldus »thes. corn. cop. et hortis Adonidis,« Venedig 1496, Fol., und in Lascaris, »opusc. gramm.,« Venedig 1512, 4., und in Stephanus, Scapula's u. And. griech. Wörterbüchern) und »Collectio vocum, quae pro diversa significatione accentum diversum accepe-

runt;« herausgegeben von Friedrich Schmidt, Wittenberg 1615. Vgl. Scharfenberg, »de Joh. Philop.,« Leipzig 1768, 4. Seine Anhänger, die Philoponisten, lehrten, wie die Kononiten, daß in der Gottheit 3 gleiche Substanzen oder Naturen wären, und daß die Materie sowohl als die Form aller Körper erzeugt und wieder zerstört und daher beide in der Auferstehung wieder hergestellt würden (wogegen Konon lehrte, nur die Materie würde zerstört u. wieder hergestellt).

Philosophie. I. Begriff und Zweck derselben. Philosophie ist die Wissenschaft, welche nicht nur die höchsten und wichtigsten Gegenstände hat (Gott, Welt, Mensch und deren wahres Verhältniß überhaupt), sondern auch die höchste für Menschen erreichbare Erkenntniß dieser Gegenstände bezweckt. In ersterer Hinsicht nannte sie schon Cicero eine Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen; viele Neuere nannten sie bald Wissenschaft von den Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, bald Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, Andere Wissenschaft der Ideen, insofern man glaubt, durch diese das Wesen der Dinge zu erkennen, und weil sich alle Ideen in der Idee des Absoluten schließen und von ihr auslaufen, die Wissenschaft des Absoluten (wie in der Schelling'schen Schule). In letzterer Hinsicht, bei welcher man mehr auf die Thätigkeit, durch welche diese erhabensten Gegenstände erkannt werden mögen, u. auf diese Möglichkeit selbst reflectirt, bestimmte man sie als Vernunftwissenschaft; nach Kant: Vernunftwissenschaft aus Begriffen; nach Fichte: Wissenschaftslehre, oder Wissenschaft des Wissens; n. A.: Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner gesammten Thätigkeit. Philosophiren heißt daher: über die höchsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken und die gefundenen Vernunftideen in Begriffen klar und zusammenhängend darstellen. Letzteres fordert der Begriff der Wissenschaft,

die ihrer Form nach nur durch System vollendet wird. Es sind aber, wenn hier von höchsten Gegenständen die Rede ist, keinesweges alle einzelne, in der Erfahrung gegebene oder erst hervorzubringende Dinge gemeint, welche diesem oder jenem Menschen die höchsten scheinen, sondern Das, was unbedingt, als das alles Wissen und Sein (die Welt) bedingende Wesen von der Menschenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgesetzt werden muß. Hierdurch unterscheidet sich die Philosophie ebensowohl von den empirischen Wissenschaften, welche es mit gewissen Erfahrungsgegenständen, als von der Mathematik, welche es mit den Grund formen der Erfahrungswelt, od. des Anschaulichen, zu thun hat, ja, auch von der Logik, welche letzterer verwandt, von den Grundformen des Denkbaren, od. der Bearbeitung des Gedankenstoffes in Begriffen handelt, und von Vielen nur als Vorbereitungswissenschaft der eigentlichen Philosophie angesehen wird, in welcher diese Gesetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darstellung und Mittheilung der Ideen schon in ihrer Anwendung erscheinen. Philosophie ist insofern keine Wissenschaft aus Begriffen, sondern Wissenschaft der in Begriffen systematisch entwickelten Ideen, Vernunftwissenschaft durch oder mittelst der Begriffe, und Philosophiren ist sonach Ideen in Begriffen entwickeln. Sie wird ferner als höchste Wissenschaft, welche jeder andern Wissenschaft ihre Principien gibt (indem das Höchste jeder besondern Wissenschaft durch das Höchste, welches die Philosophie erkennt, und durch den Zusammenhang, welchen der Philosoph durch das Absolute unter den Gegenständen der Welt erblickt, bedingt, und kein einzelner besonderer Gegenstand ihrer Aufgabe ist), ja auch insofern, als sie die Gesetze aller wissenschaftlichen Form in ihrem Ursprunge faßt und aufstellt, Wissenschaft schlechthin, oder Wissenschaft aller Wissenschaften genannt, und kein Bedürfniß, als das rein humane, durch selbstthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden,

ist ihr wahrer Quell. Darum ist sie auch Vorbild jeder andern Wissenschaft, und wir nennen oft im weitern Sinne philosophisch (philosophische Betrachtung, Behandlung) Das, was sich über die Erfahrung erhebt und durch Ideen bestimmt wird. Und eben darum wird auch das philosophische Studium dem Studium der besondern Wissenschaften auf unsern Hochschulen vorausgeschickt. Die Größe der Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt und an deren Verwirklichung die ganze philosophirende Menschheit arbeitet, ist der Grund des bescheidenen Namens, welchen jene Wissenschaft, und Diejenigen, welche sie bearbeiten, in Griechenland erlangt haben, indem nämlich das Wort Philosophie, seiner Grundbedeutung nach, die Liebe oder das Streben zur Weisheit bedeutet, und somit der Philosoph Derjenige ist, der die Wahrheit liebt und die Weisheit sucht; kein Allwissender, aber auch kein solcher, der sich weniger bescheiden als egoistisch oder ideenscheu auf die oft so sehr gerühmte Selbsterkenntniß beschränkt und der Philosophie die übersinnliche Welt abschneidet. Das Mittelalter nannte diese Wissenschaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Gegensatze der Theologie, oder der Offenbarung selbst, d. h. der christlichen Religion, deren unmittelbarer Ursprung der Gottheit beigelegt wurde. Der jene Weisheit Suchende nun strebt, jene höchsten Gegenstände in Verbindung zu erkennen, um dadurch zugleich von seiner eigenen Bestimmung überzeugt zu werden; er sucht also vornehmlich das Absolute in seiner Offenbarung, das Verhältniß des Absoluten zum Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grunde alles Seins; ferner das Verhältniß des Geistes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven zum Objectiven zu erforschen und zu erklären. Dieses sind die Gegensätze, welche die Philosophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären versucht hat. Die nach dem Ta-

lente und der verschiedenen Ausbildung der Philosophirenden verschiedenen Lösungen bilden die verschiedenen philosophischen Ansichten und Systeme, deren Folge und Zusammenhang die Geschichte der Philosophie zeigt. In diesen Versuchen, die Idee der Philosophie zu verwirklichen, sowie überhaupt durch die Beschäftigung mit Philosophie, bildet sich zugleich der erkennende Geist des Menschen zur höchsten ihm erreichbaren Vollendung aus und nimmt eine Richtung auf das Uebersinnliche, die seinem ganzen Leben eine höhere Gestalt geben muß. Freilich findet dies nur statt bei demjenigen Philosophen, der mit Wahrheitsliebe, Geist und hohem Eifer nach einem sich selbst begreifenden u. begründenden, d. i. dem philosophischen Wissen, auf dem durch die Vernunft selbst vorgeschriebenen Wege strebt; denn die lebendige, mit Ernst und Eifer für das Höchste erworbene Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menschen und dessen Gesinnung sein. Die Weisheit, als die höchste Frucht der Philosophie, ist daher auch nicht auf das Wissen beschränkt; sie umfaßt Wissen und Handeln, in ihr sehen wir das Handeln durch das höhere Wissen bestimmt und fest begründet, und das Wissen in das Handeln übergehen. Wo dies nicht ist, da ist die Philosophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem Systeme, der Form der Wissenschaft, das Wesen sucht und, an diese gefesselt, die Freiheit des Geistes verliert. Aber alle Philosophie zerfällt ohne System, und die Freiheit des Denkenden kann sich leicht in ungebundene Willkür, und wo sie dem Gefühle allein huldigt, in Mysticismus verlieren. Dem Bestreben, die Philosophie als Wissenschaft im System aufzustellen, stellt sich immer das polemisirende Streben entgegen, die Fesseln des Systems zu vernichten, welches, wenn es au dem Triebe entspringt, sich das Feld der Forschung offen zu erhalten, der wahre Skepticismus (s. d., Dogmatismus und Kritik) ist. II. Eintheilung der Philosophie. Die Philosophie im

weitern Sinne theilt man in reinphilosophische Wissenschaften (Philosophie im engern und eigentlichern Sinne) und in die angewandte Philosophie. Die Philosophie im engern Sinne ist Entwickelung der reinen Vernunfterkenntnisse (der Ideen) durch Begriffe; diese wendet sie und die gefundenen Gesetze des Geistes auf Gegenstände, die in der Erfahrung gegeben sind, an. (Zu der letztern gehört z. B. die Psychologie, die Pädagogik, Politik rc.) Die Philosophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik oder Dialektik (als Lehre von der Möglichkeit, Form u. Methode der Philosophie), Physik (späterhin Metaphysik), die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Seins, und Ethik, die Wissenschaft von der moralischen Natur und Bestimmung des Menschen, eingetheilt. In den neuern Zeiten ist die Eintheilung der Philosophie in theoretische und praktische die allgemeinste gewesen. Die theoretische oder speculative Philosophie, so wurde der Begriff ehemals bestimmt, solle die höchsten Wahrheiten über Gott und die Welt, Natur u. Geist überhaupt vortragen; die praktische die Anwendung lehren. Man sah aber bald, wie wenig der letztere Begriff den unter der praktischen Philosophie verstandenen Wissenschaften angemessen sei, und bestimmte die praktische Philosophie als die Wissenschaft von dem Handeln oder von der moralischen Natur des Menschen insbesondere. Einige nennen daher die theoretische Philosophie die erklärende Philosophie, insofern sie Das zum Gegenstande hat, was ohne unser Zuthun ist, und was wir durch das Erkennen finden; die praktische die befehlende oder rathende, insofern sie Vorschriften ertheilt für Das, was durch Freiheit bewirkt werden soll. Die später entstandene Ästhetik hat man bald zu der theoretischen, bald zu der praktischen Philosophie gerechnet. Wo die Philosophie sich bloß auf die Erkenntniß der menschlichen Geistesthätigkeit beschränkt, da ist die theoretische Philosophie Wissenschaft von

den Gesetzen des Vorstellens und Erkennens, welche man die theoretische Thätigkeit nennt (die Ästhetik hat man dann als Geschmackslehre, oder vielmehr als Wissenschaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hierher gezogen); die praktische Wissenschaft von den Gesetzen des Handels, oder von dem gesetzlichen Handeln. Diese Ansicht aber verliert sich leicht in Formalismus, indem man die Gegenstände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Gesetze derselben nachgedacht wird. Wenigstens ist die Wissenschaft über die Gesetze und Kriterien der Erkenntniß (richtig vorgestellt, Das, was Kant als Kritik wollte) mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretische Philosophie, als diese selbst. Diejenigen nun, welche letztere auf die zuletzt angegebene Weise bestimmen, rechnen die Logik und Metaphysik zur theoretischen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht, od. die philosophische Rechtslehre (wovon Staats- und Völkerrecht, sowie die Politik nur angewandte Wissenschaften sind) zur praktischen Philosophie. Endlich kann man auch die Philosophie nach der Dreizahl der höchsten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, in theoretische, praktische und ästhetische Philosophie eintheilen. Eine wissenschaftliche Uebersicht der philosophischen Wissenschaften in ihrem innern Zusammenhange stellt die Encyklopädie der Philosophie auf. Die neuesten Lehrbücher derselben sind von Gottl. Ernst Schulze (Götting. 1814, n. A. 1817) u. Hegel (2. A. 1827).

III. Geschichte der Philosophie. Bis zur Epoche der griechischen Philosophie war Pilosophie zu wenig von den Volksreligionen geschieden und in dem Sinne, den ihr die griechischen Weltweisen gaben, gar nicht vorhanden, wie dies bei allen Völkern der Fall ist, die in der Weltgeschichte auftreten, ohne daß früher griechische P. auf sie, mittelbar oder unmittelbar, einen erheblichen Einfluß gehabt hat. Der philosophische Geist der Griechen begann mit fragmentarischen Spe-

culationen über die Außenwelt. Ueberhaupt sind 3 Perioden der griechischen P. unterscheidbar: der Jugendkraft, der Mannesreife und der Anstrengung des Greisenalters entsprechend. Die 1. geht von Thales aus und reicht bis Sokrates (600—400 J. v. Chr.); die 2. steigt von da bis zur Verbindung der Platonischen und Aristotelischen P. (bis 60 J. v. Chr.) herab; die 3. ist die der Ausbreitung der griechischen P. durch Juden und Römer, zugleich aber auch die ihres Verfalls bis zu ihrem Untergange (500 J. n. Chr.). Die philosophische Reflexion ging von Mythen u. dichterischen Anschauungen aus (mythisch-poetische P.) und schloß sich durch ethische und politische Sentenzen an das praktische Leben an (als gnomische P.). Aus anfangs nur einzeln verfolgten Hypothesen wurden später Systeme; hieraus gingen noch später die philosophischen Schulen hervor. Thales trat zuerst in Jonien als Philosoph auf, indem er den Ursprung der Welt aus Vernunftbedürfniß zum Gegenstande seiner Forschung nahm. Anaximander, sein Freund, ging in gleiche Forschungen ein, aber nicht nach Analogien, sondern schon mit Andeutungen einer Unendlichkeit. In mehrerer Ausdehnung erklärte auch Pherekydes den Aether, Zeit und Erde für das Ewige und Unwandelbare und ahnete Unsterblichkeit des Geistes in der Seelenwanderung. An die Stelle des unbestimmten Unendlichen setzte dagegen Anaximenes, Anaximanders Schüler, die Luft. An diese ionische P. schloß sich Heraklides an; aber seine melancholische Gemüthsart hatte Einfluß auf sein Forschen; wegen Schwerverständlichkeit seiner Sätze erhielt er selbst den Beinamen des Dunkeln. Dagegen zeichnete sich Empedokles durch Naturkenntniß, wie durch dichterisch-philosophischen Geist aus. Von bedeutenderer Einwirkung auf sein Zeitalter war aber Pythagoras, indem er durch Reisen und mit Benutzung der ionischen Schule eine eigne (italische) Schule, zugleich aber auch eine philosophische Schule stiftete und da-

durch sich einen bedeutenden Einfluß auf die Cultur seiner Zeitgenossen erwarb. Er brachte besonders die Mathematik mit der P. in Verbindung. Im Gegensatz der Speculationen der früheren Philosophen, die überhaupt darauf gerichtet waren, die Entstehung der sinnlich wahrnehmbaren Vielheit veränderlicher Dinge aus dem Ewigen und dem Zusammenhange damit zu erforschen, bildete sich in Italien die eleatische Schule aus, die darauf ausging, die Erfahrung für Schein zu erklären, indem sie das Werden unbegreiflich fand und bloß aus Vernunftbegriffen das Wesen des Universums, als der einzigen Substanz, zu bestimmen suchte; hiernach wurden Welt u. Gott identificirt. Dieses System des Pantheismus wurde besonders von Xenophanes, Parmenides, Melissos und Zeno ausgebildet. Ihm trat das Atomensystem der von Leukippos gegründeten atomischen Schule entgegen, in welchem die Bewegung und die Mehrheit realer Substanzen als vernunftmäßig vertheidigt wurden, und das noch mehrere Ausbildung durch Demokritos erhielt. Vom größten Einfluß war aber auch schon in jener frühern Zeit der griechischen P. der von Anaxagoras durch die Vertheidigung eines verständigen Urhebers begründete philosophische Deismus. Im Gegensatz entstand aber auch schon früh ein Streben nach Scheinwissen aus subjectiven Zwecken, als Sophistik. Gorgias, Protagoras, Prodikos, Polos, Thrasimachos, Hippias und andere Sophisten der ältern Zeit, Redner, oder Gelehrte, aber ohne philosophischen Geist und kräftiges Streben, echtes Wissen und Vernunftzwecke zu befördern, wurden Erfinder verwirrender dialektischer Kunststücke; ihr Hauptstreben ging darauf hin, alle Ueberzeugung auf subjective Meinung zurückzuführen. In der zweiten Periode der griechischen P. erhielt das Philosophiren besonders dadurch einen eignen Charakter, daß es mehr vom Menschen zur Natur überging. Es wurden nun vorzugsweise praktische Gegenstände untersucht; man suchte die Unter-

suchungen durch Gründe zu leiten und die gewonnenen Resultate systematisch an einander zu fügen; durch Zweifel wurde aber auch die Herrschaft einzelner Systeme bekämpft u. so der Forschungsgeist dem Entschlummern entzogen. Athen wurde nun der Centralpunkt der philosophischen Cultur. Hier bildete sich Sokrates, im Contrast mit der Frivolität und Sophistik seines verfeinerten Zeitalters, zu einem ehrwürdigen Weisen. Obgleich kein eigentlicher Schulphilosoph, erwarb er sich doch durch seine Lehren und seine Lehrart ein unverkennbar großes Verdienst um die wissenschaftliche P., indem er besonders der Reflexion Richtung auf Gegenstände vom höchsten und allgemeinsten Interesse gab und auf eine innere Quelle aller Ueberzeugung (Selbsterkenntniß) hinwies. Die Sokratische Methode war eine geistige Geburtshülfe (Mäeutik). Durch die Verschiedenheit der Schüler des Sokrates und die Eigenthümlichkeit seiner die Individualität achtenden Lehrart gingen mehrere abweichende Schulen, besonders aber folgende vier hervor: a) die kynische Schule, von Antisthenes begründet, in der vornehmlich Diogenes sich auszeichnete; b) die kyrenische, deren Urheber Aristippos war, aus der durch seinen Enkel der Hedonismos sich bildete; c) die Pyrrhonische, von Pyrrho begründet, in der besonders durch Kimon der in ihr behauptete Skepticismus zu vollständiger Ausbildung kam; d) die megarische Schule, die von Euklides ausging. Allen diesen Systemen unendlich überlegen war aber die Platonsche P., in welcher mit Sokratischem Geiste ein uneingeschränktes Streben nach universaler philosophischer Erkenntniß verbunden wurde. Wie aber Platon in der Akademie ein vollendetes System der P. aus dem Gesichtspunkte des Rationalismus aufstellte, so geschah dieses mit gleich entscheidendem Erfolge durch seinen Schüler Aristoteles aus dem Gesichtspunkte des Empirismus. Beide Männer stehen einzig in der Geschichte der P. da, indem denselben weder an Ansehn, noch an Ein-

fluß irgend einer, vor oder nach ihnen, gleich kommt und in den Grundansichten der Platonischen und der Aristotelischen P. allen philosophischen Forschungen eine bestimmte Sphäre ausgemessen ist. Es ist aber, um die Aristotelische P. richtig zu würdigen, nicht zu übersehn, daß sie einerseits die Platonische P. erweitert und erläutert, andererseits aber ihr eigentlich nur dadurch entgegentritt, daß sie sie von entgegengesetzter Seite beleuchtet; es ist daher auch ein scheinbarer Zwiespalt zwischen beiden, der aber nur so lange besteht, als man ihn im Einzelnen auffaßt. Indem aber die nächsten Nachfolger des Aristoteles (Peripatetiker) zunächst darauf ausgingen, seine Lehren deutlicher vorzutragen, entfernten sie sie dadurch noch mehr vom Platonismus und näherten sie dem Materialismus. Während nun Platoniker und Aristoteliker in abgeschiedenen Richtungen ihre Forschungen verfolgten, machten sie zugleich 2 Systeme geltend, die besonders in praktischer Hinsicht Gegensätze bildeten und ihrem Wesen nach sich durch alle Zeit erhalten haben, nämlich das epikurische System, nach dem Glückseligkeit, und das stoische System, nach dem Tugend das höchste Lebensziel ist. Durch den strengen und zuversichtlichen Dogmatismus der stoischen Schule wurden gegenseitig aber die Nachfolger Platons in den Akademien zu strengerer Prüfung desselben gereizt; hieraus entstand eine skeptische Art zu philosophiren und in einer Reihe Akademikern die sogenannte neue Akademie, deren Stifter Arkesilaos war, und welche dann von Karneades noch weitere Ausbildung erhielt. Unter diesen Streiten der Stoiker und Akademiker ließ aber sowohl der Dogmatismus, als der Skepticismus allmälig in seiner Strenge nach und es erfolgte durch Philon von Larissa u. Antiochos eine Annäherung. Durch die Eroberung Alexanders d. Gr., noch später der Römer, wurde aber, mit Vernichtung der republikanischen Freiheit, auch das selbstständige Forschen der Griechen gelähmt, und an die Stelle philosophischen Gei=

stes trat ein meist geistloses Commentiren, Vergleichen, Vermischen und Compiliren. Die Römer, bei denen das Interesse der Politik die höhern Zwecke der Humanität überwog, wurden erst nach der Eroberung Griechenlands mit der griechischen P. bekannt. Zu Folge ihres praktischen Geistes fanden sie am meisten Geschmack an der stoischen und Epikuräischen P., weniger an dem mehr speculativen und theoretischen Charakter der Platonischen und Aristotelischen. Der Verlust der republikanischen Verfassung, der Despotismus der meisten Kaiser, das Sittenverderbniß Roms, traten dem philosophischen Geiste hemmend entgegen. Indessen regte sich doch von Zeit zu Zeit ein mittelbares Interesse und eine Liebhaberei für die P., und so wurden die Römer die Depositärs der griechischen P. und lernten wenigstens über mehrere Gegenstände treffend raisonniren. Vorzugsweise widmete Cicero in seinem höhern Alter seine Muße der Bearbeitung philosophischer Gegenstände und trug hauptsächlich dazu bei, die griechische P. auf vaterländischen Boden zu verpflanzen. Im Allgemeinen aber fand Epikurs Lehre die meisten Anhänger unter den Römern, obgleich sich nur wenige, wie Lucretius, als philosophische Köpfe auszeichneten. Bei Geschäftsmännern von strengen Grundsätzen erhielt indessen die stoische P. den meisten Eingang und fand um deswillen auch Einfluß auf Gesetzgebung und Rechtspflege. Unter den römischen Stoikern verdienen besonders der Sklav Epiktetos und der Kaiser Marc Aurel Bemerkung. Seneca, vorzüglich Eklektiker, unterschied P. für die Schule und P. für das Leben und stellte treffliche Lebensregeln auf. Seltener waren unter den Römern Peripatetiker, unter denen Alexander von Aphrodisias den meisten Werth hat. Für Viele wurde Pythagoras Gegenstand der Nachahmung; unter den hiernach sich auszeichnenden spätern Pythagoräern suchten einige Sittenreform zu bewirken, wie Apollonios von Tyana, der aber auch zugleich religiöse

Schwärmerei damit verband; Andere suchten in der Zahlenreihe des Pythagoras eine höhere Weisheit und bahnten dadurch späterh Ablenkungen der P. den Weg. Am zahlreichsten verbreitet blieb aber zur Zeit der römischen Weltherrschaft die Lehre der Platoniker, zu denen Plutarch, Luc. Apulejus und Cl. Galenos gehörten. Da in Platons Lehre auch der Keim des Mysticismus liegt und der Abgang systematischer Strenge in ihr den Synkretismus begünstigt; so waren die meisten Platoniker jener Zeit auch Eklektiker. Der in der platonischen Schule verstummte Skepticismus wurde nun aber besonders dadurch erneuert, daß namentlich von Aerzten der Erfahrung ein alle Speculation und Theorie verdrängendes Uebergewicht verliehen wurde; es machte sich daher eine eigene Schule, unter dem Namen einer empirischen Schule geltend, die von Aenesidemos ausging, dem dann eine Reihe Skeptiker, lauter Aerzte aus der Schule der Empiriker u. Methodiker, folgten, unter denen Sextus Empirikus den Skepticismus vollendete. Von dem höchsten Einflusse für den Fortgang der P. in späterer Zeit wurde nun aber die nähere Verbindung der Orientalen mit den Griechen und Römern, unter Erweiterung ihrer politischen Beziehungen. Es wurden hierdurch besonders spätere dogmatische Versuche auf intellectuelle Anschauungen begründet, u. selbst die überhand nehmende Skepsis reizte zu selbigen. Auf die totale Weltumgestaltung, welche von der christlichen Religion ausging, hatte die nunmehrige Umformung der vorherrschenden philosophischen Ansichten den unmittelbarsten Bezug. Es erlangten nämlich einerseits die in dem Volke der Juden sich erhaltenen, mit ihrer Nationalreligion in engster Verbindung stehenden philosophischen Lehren auch Eingang unter den damaligen gebildeten Zeitgenossen; andererseits bildete sich, namentlich in Alexandrien, durch Eingehen in religiöse Ansichten, die sich im Orient aus unbekannter Zeit erhalten hatten, eine als Gnosis bezeich=

nete Weisheit, aus deren Verschmelzung mit den Platonischen Lehren der Neuplatonismus hervorging. Unter den Juden benutzte besonders Philon die mit den jüdischen Religionsideen zusammenstimmenden Systeme der griechischen P., um die Religion seines Volkes als einzig vollkommene göttliche Lehre darzustellen, so wie auch Josephos das Judenthum mit griechischer Weisheit ausschmückte. Aus den orientalischen Vorstellungsarten, die, wenn man sie auch als eine eigentliche orientalische P. zu bezeichnen Anstand nehmen muß, doch einen eigenthümlichen philosophischen Charakter haben, ging vorzüglich auch die Kabbala hervor, die, obgleich, dem Namen nach, den Christen erst spät bekannt geworden, doch auch schon zur Zeit ihrer Entstehung nicht ohne Einfluß auf die sich bildenden philosophisch-religiösen Systeme war. Ueber den wichtigen Einfluß der Neuplatonischen Schule auf die Gestaltung des Christenthums s. Neuplatoniker. Die christliche Religion, durch ihre Einfalt, ihre enge Verbindung mit der Moral u. den strengen, dabei zugleich humanen Geist der sittlichen Gottesverehrung zu einer allgemeinen Religion geeignet, wurde, als göttliche, auf Offenbarung gegründete Lehre, zwar den durch Vernunft gewonnenen Wahrheiten entgegengesetzt; indessen ließ die Idee von dem göttlichen Ursprunge der Religion doch auch abweichende Vorstellungen zu, und es war die Frage, wie eine wirkliche Offenbarung zu erlangen und woran eine göttliche Lehre und ihr wahrer Sinn zu erkennen sei. Es bildete sich daher auch bald unter den Bekennern der christlichen Religion eine Religionsphilosophie. Viele Kirchenväter zwar (Tertullianus, Arnobios, Lactantius) betrachteten die P. als trüglich, mit dem Christenthume streitend, von Gott entfernend; andere aber, meist griechische, hielten sie, wenigstens zum Theil, mit der Religion vereinbar und mit ihr aus einerlei Quelle hervorgegangen. Diese Quelle war nach Justinus dem Märtyrer innere Offenbarung durch den Logos,

nach Clemens und anderen Alexandrinern schriftliche Tradition aus den jüdischen Schriften, nach Augustinus mündliche Ueberlieferung. Diese Meinung siegte nach und nach und veranlaßte, daß die Kirchenväter einen eklektischen Gebrauch von der griechischen P. machten. Unter allen Schulen aber wurde keine so hoch geachtet, als die Platonische nach ihrer neuern Ausbildung. Besonders fanden auch Origenes, Synesius und Aeneas von Gaza in ihr viele dem Christenthume entsprechende Wahrheiten. Auch söhnte sich die Kirche nach und nach mit Aristoteles aus, als besonders die Streitigkeiten mit den Arianern subtilere dialektische Unterscheidungen erforderten. Diente nun anfangs die P. dem Christenthume bloß zum Empfehlungs- und Vertheidigunsmittel; so wurde sie bald auch zur Widerlegung von Ketzereien und zu schärferer Bestimmung und Erweiterung christlicher Lehren benutzt; immer aber blieb sie, in Bezug auf Theologie, nur in dem Verhältniß einer Dienerin. In den folgenden Zeiten der Rohheit und Unwissenheit, dem Mittelalter (von 800 — 1500 n. Chr.), blieb der Keim einer neuen Geistesbildung in den, seit Karls d. Gr. Zeiten gestifteten Schulen erhalten. Das Wesen der darnach benannten scholastischen P. bestand in Anwendung der Aristotelischen Dialektik auf die Theologie. In ihm war der Gang des Geistes dem der griechischen P. entgegengesetzt. Das Höchste war dem noch ungebildeten Geiste, dem Inhalte nach, durch die Offenbarung schon gegeben; das, was gesucht wurde, war bloß die Form des materiellen Wissens, Deutlichkeit und Gewißheit der Erkenntniß. Jeder Abweg war durch die Hierarchie verpönt; so mußte sich, statt der Entwickelung freier Vernunftthätigkeit, ein grüblerischer Geist erzeugen, der in leeren Formeln und in einer Spielerei mit Begriffen seine Befriedigung fand. Man kann in der scholastischen P. 4 Perioden unterscheiden: die 1. reicht bis zum 11. Jahrh.; blinder Realismus, mit einzelnen philosophischen

Versuchen in der Theologie, charakterisirte sie. Nur wenige Männer leuchteten aus der Finsterniß der Unwissenheit etwas hervor; unter ihnen steht Joannes Scotus Erigena oben an. Die 2. Periode reicht bis zu Anfang des 13. Jahrh. In ihr ging eine freiere, doch durch die Kirchengewalt bald unterdrückte Denkart hervor. J. Roscellinus bewirkte in ihr eine lange dauernde Entzweiung, indem er von den allgemeinen Begriffen behauptete, sie seien nichts als Namen, womit Aehnlichkeiten einzelner Gegenstände bezeichnet würden. Aus dieser Ansicht, als Nominalismus bezeichnet, entstand die als Nominalisten den Realisten gegenüber stehende Partei. Die 3. Periode reicht bis zu Anfang des 14. Jahrh. In ihr errang der Realismus eine ausschließliche Herrschaft, und es erfolgte dadurch eine völlige Coalition des kirchlichen Systems mit der Aristotelischen P. Nicht nur durch den Verkehr mit den Griechen, sondern, über Spanien, auch den arabischen Schulen daselbst, war man mit den Aristotelischen Schriften in nähere Bekanntschaft gesetzt worden. Die Araber selbst, nachdem sie einen großen Theil von Asien, Afrika und Europa bezwungen und dem Islam unterworfen hatten, waren mit andern Wissenschaften der Griechen, auch mit der P. derselben, indessen fast einzig nur mit der Aristotelischen P., durch Uebersetzung der Schriften von Aristoteles u. seiner meist schon Neuplatonismus einwehenden Commentatoren bekannt geworden. Doch weiter zu gelangen hinderte sie ihre Religion, welche dem Gebrauche der Vernunft eiserne Fesseln anlegte, eine für die Orthodoxie eifernde Partei, das despotische Ansehn, welches Aristoteles bald bei ihnen erlangte, die Schwierigkeit, ihn gehörig zu verstehn, und ihr Hang zum Aberglauben. Die vornehmsten, dem Aristoteles nachphilosophirenden Gelehrten waren meist auch Aerzte; unter ihnen steht Averrhoes als Commentator des Aristoteles oben an. Die meisten Philosophen der Araber wurden den Christen damals durch Ver-

mittelung der Juden bekannt, aus deren Mitte mancher philosophische Kopf hervorging, unter denen Moses Maimonides sich besonders auszeichnete. Den größten Ruf unter den philosophirenden christlichen Gelehrten in jener Zeit, erlangte Thomas von Aquino. Eine eigene Partei erhielt aber auch Duns Scotus; daher Streitigkeiten der Anhänger beider, oder der Thomisten und Scotisten sich entspannen. Durch Entwurf von Reformen, die aber erst später zur Ausführung kamen, zeichneten sich in dieser Periode nach Roger Bacon und Raimund Lullus aus. Die 4. Periode der scholastischen P. reicht bis in das 16. Jahrh.; in ihr wurde der Kampf der Nominalisten und Realisten von Neuem angeregt, und Erstere erlangten darin ein siegreiches Uebergewicht. W. v. Occam begründete sie. Der Streit zwischen den Realisten und Nominalisten wurde nicht nur zu Paris, sondern auch auf deutschen Universitäten lebhaft geführt; die endliche Folge dieses Antagonismus war Sinken des Ansehens der Scholastik, Gleichgültigkeit gegen P., besonders die Logik, und, aus Ueberdruß und Ekel der leeren Formen und Wettstreitigkeiten, ein Hang zum Mysticismus. Von nun an beginnt die Periode der neuern P., deren Charakter feineres, selbstständiges, immer tieferes Forschen nach den Gesetzen der menschlichen Erkenntniß und Streben nach systematischer Einheit ist. Sie bildet wieder eigene Abschnitte. Der erste Abschnitt befaßt die Zeit der Bekämpfung der Scholastik durch die Reproduction u. Combination aller Systeme, bis zur Hälfte des 17. Jahrh. Der Krieg gegen die Scholastik wurde, nach einmal angeknüpfter Bekanntschaft mit den Griechen, durch die Verschiedenartigkeit der in einer ungebildeten und geschmacklosen Sprache vorgetragenen Aristotelischen Lehre, von dem rein philosophischen Geiste der Originalschriften von Aristoteles und Platon angeregt. Platons P. wurde besonders in Florenz von den Mediceern Cosimo und Lorenzo Medici begünstigt, und er-

weckte, wiewohl mehr nach ihrer Umbildung in Neuplatonismus, einen lebhaften Enthusiasmus, indem man sie als eine Stiefschwester der christlichen Religion betrachtete. Am kräftigsten zur Empfehlung der Platonischen P. in ihrer getrübten Form wirkte Marsilius Ficinus. Sein Enthusiasmus ergriff auch Johann Pico von Mirandola, in dessen Fußtapfen auch sein Neffe Joh. Franz Pico trat, der sich jedoch noch mehr wie jener zum Mysticismus neigte. Auch Joh. Reuchlin verbreitete sie durch Lehre und Schriften, eben so Agrippa von Nettesheim. Die neuere Mystik brachte nun Theophrastus Paracelsus mit Chemie und Heilkunde in Verbindung und veranlaßte dadurch die seit dieser Zeit sich ausbildende Theosophie, welche besonders durch die Rosenkreuzergesellschaft Verbreitung und an Rob. Fludd und G. Cardanus eifrige Verfechter erh.elt. Eingreifend aus dieser Schule wirkte besonders auch Joh. Bapt. und dessen Sohn, Franz Mercur v. Helmont. Die Hauptrichtung der Theosophie war indessen mehr eine religiöse als eine wissenschaftliche, und wurde nach dieser Richtung besonders durch Jakob Böhm verbreitet. Die Aristotelische P. blieb jedoch unter allen ihr entgegenstehenden Strebungen nicht in den Hintergrund gestellt; vielmehr bildete sich durch gründliches Studium der Aristotelischen Werke eine zahlreiche Schule neuerer Peripathetiker, besonders unter Theologen und Aerzten; letztere neigten sich mehr dem Naturalismus zu. Sie theilte sich im 15. und 16. Jahrh. in zwei Hauptparteien: die Averroisten, welche des Averroes Auslegung der Aristotelischen P. folgten, und Alexandriner, welche Alexander von Aphrodisias als Auctorität erkannten. Haupt der letzten Partei war Pet. Pomponatius; S. Porta, Jul. Cäs. Scaliger u. mehrere treffliche Köpfe gingen aus seiner Schule hervor. Zu den Averroisten gehören Alexander Achillini und A. Cesalpino. Obgleich die Reformatoren, Luther und Melanchthon, anfangs, mit der Scholastik, auch die

Aristotelischen Lehren verwarfen, so kamen sie doch später von dieser vorgefaßten Meinung zurück; namentlich erkannte letzterer nicht nur die Nothwendigkeit einer P. für die Theologie, sondern empfahl auch vor allen die Aristotelische; durch sein Ansehn kam diese auf den protestantischen Universitäten vorzüglich in Aufnahme; doch gewann gegenseitig P. Ramus, der, ein guter Mathematiker, die Subtilitäten der Aristotelischen P. bestritt und dagegen eine mehr populäre und einfachere P. zu verbreiten suchte, viele Anhänger. Diese (Ramisten) verbreiteten sich besonders von Frankreich aus in Deutschland, England und Schottland. Es wurden nun auch Versuche zu Wiederherstellung anderer älterer Schulen gemacht. Claud. Guillermert und Berigard stellten ein eklektisches ionisches System und die atomistische P. als ein der christlichen Lehre angemessenes Natursystem auf, J. Ch. Magnenus empfahl die Demokratische P. zur Naturerklärung, P. Gassendi vertheidigte die Epikureische P., J. Lipsius die stoische. Neben diesen Bemühungen erhob sich aber auch zugleich ein freier, selbstforschender Geist auf dem Wege der Erfahrung. Dies Bedürfniß weiteren Fortschreitens regte sich am meisten im Gebiete der Politik und der Naturforschung. Für die erste machte sich besonders N. Machiavelli und J. Bodin verdient; für die letzte versuchte B. Telesius die erste Reform; eben so brach Th. Campanella sich neue Bahn; auch G. Bruno bereitete durch kühne Ideen spätere naturphilosophische Systeme vor. Alle diese verschiedenen neu angeregten und in Umlauf gesetzten Ideen, das Ringen nach Gewißheit der Erkenntniß, nebst dem Mangel an unbestreitbaren Principien, brachte aber auch bei einzelnen, mehr ruhigen als lebhaften Denkern einen Skepticismus hervor, der sich nach dem subjectiven Charakter derselben auch wieder eigen gestaltete. Zu diesen neuen Skeptikern gehören vornehmlich: M. de Montaigne, P. Charron, Fr. Sanchez, und in Bezug auf re-

ligiöse Gegenstände: Fr. de la Motte le Bayer. — Der zweite Abschnitt der neuern P. zeichnete sich durch Bildung relativ neuer Systeme, mit besonderer Rücksicht auf festere Begründung, größere systematische Einheit und Vollendung einzelner Theile, auf dem Wege des Dogmatismus, mit ernstlichen Angriffen des Skepticismus aus und reicht bis gegen das Ende des 18. Jahrh. Die zweifache Richtung auf Erfahrung und Speculation war von Italien ausgegangen, wurde aber doch eigentlich durch zwei große Geister, in England und Frankreich, bestimmt und fand später auch in Deutschland freien Spielraum. Mit Recht wird Franz Bacon, Lord von Verulam, als Reformator der P. in diesem Zeitalter zuerst genannt, in Auffassung der Idee einer großen Wiederherstellung der Wissenschaft und in der Forderung, nicht aus Begriffen durch Schlüsse, sondern auf Erfahrung oder Wahrnehmung durch Induction das Gebäude der menschlichen Erkenntniß aufzuführen. Sein Einfluß auf das nunmehrige Philosophiren war besonders in England entscheidend. Vornehmlich wurden durch Th. Hobbes seine Ansichten mit Strenge und Consequenz verfolgt. Auf entgegengesetztem Wege, dem der Speculation, versuchte René des Cartes gleichfalls eine Reform der P., die geräuschvoller als jene war und den lebhaftesten Beifall, wiewohl nicht ohne Widerspruch, fand. Diese P. fand besonders in Holland und Frankreich viele Anhänger und hatte auf Logik, Metaphysik, Ethik, selbst auf Theologie Einfluß. B. Bekker wurde besonders durch sie wirksamer Bestreiter des Glaubens an Zauberei und Hexerei. Vorzüglich entwickelte N. Malebranche mit Originalität, Klarheit und Lebendigkeit die Ideen von des Cartes, wiewohl mit etwas mystischem Charakter. Mit tief eindringendem Geiste verfolgte aber die eingeschlagene speculative Richtung der Jude Baruch Spinoza in seinem Bestreben, ein System aufzustellen, welches lauter nothwendige Wahrheiten, nach strenger mathe-

matischer Methode enthielt und dem Glauben durchaus keinen Platz einräumte. Schwer zu fassen, daher auch unwürdig behandelt, ist dieses System (Spinozismus) kein Atheismus, wiewohl ein Pantheismus, nicht aber ein materialer, sondern ein formaler, der den würdigsten Begriff von Gott, als dem Ursein in sich, enthält, obschon es die Vernunft unbefriedigt läßt. In ganz verschiedener Weise wurde ein anderer hoher Geist, J. Locke, durch die Cartesische P. aufgeregt. Ueberzeugt, daß die ewigen Streitigkeiten der P. von einem fehlerhaften Gebrauche der Begriffe und Worte entstehen, machte er die Untersuchung des menschlichen Verstandes selbst sich zur angelegentlichsten Aufgabe und gab dadurch dem Philosophiren, in Bacons Geiste, eine der Speculation wieder entgegengesetzte, insbesondere zur Beobachtung, vorzüglich der innern Natur, und zur Zergliederung des Beobachteten leitende Richtung. Mehrere ausgezeichnete Denker in England, Frankreich und Deutschland gingen nun auf diesem Wege weiter und entwickelten den Empirismus nach der ihm gegebenen Grundlage in seiner höchsten und entferntern Folge, in welcher Hinsicht E. B. de Condillac und Ch. de Bonnet sich auszeichneten. Gegenseitig zog aber J. O. de la Mettrie u. A. Folgerungen aus diesem Empirismus für die Materialität der Seele, die nachtheilig auf die Moralität wirkten. In entgegengesetzter Weise wurden aber auch Versuche gemacht, den philosophischen Skepticismus zum Stützpunkt des religiösen Glaubens zu machen, in welcher Hinsicht sich besonders J. de Huet bekannt machte. Auch P. Bayle, zugleich Schöpfer der auf Skepsis gegründeten historischen Kritik, ist hierher zu rechnen. Jetzt hob nun auch der Zeitpunkt an, von dem aus die P. in Deutschland tiefere Wurzeln schlug, so daß nun auch von hier ein neuer kräftiger Trieb für philosophisches Forschen ausging. Leibnitz trat auf mit seinem auf eine völlige Re-

form der P. gerichteten Streben, zu Folge welcher sich die P. eines, der Mathematik gleich kommenden wissenschaftlichen Werthes erfreuen und aller Widerstreit unter den philosophischen Parteien, und mit der Theologie auf ihrem Gebiete, aufhören sollte. Unter seinen Nachfolgern zeichnete sich vornehmlich Christ. Wolf aus. Dieser gab insbesondere der von vielen Seiten ergänzten Leibnitzischen P. eine Zeitlang die größte Ausdehnung und Herrschaft, verdrängte durch seine Lehrbücher den Ueberrest von Scholastik von deutschen Universitäten und erwarb sich um Erregung von Sinn für System, Ordnung und Methode im Philosophiren ein entschiedenes Verdienst. Er ist der Erste, der eine vollständige Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften aufstellte und sie auch größtentheils ausführte. Indessen verhinderte seine von der Mathematik auf die P. ausgedehnte Methode auch das Streben nach Selbsterkenntniß der Vernunft. Bei dem Schein der Leichtigkeit, Alles demonstriren zu können, wurde sie zum ärgsten Formalismus gemißbraucht und erregte zuletzt Ekel an allen theoretischen, besonders metaphysischen Untersuchungen. Die Begünstigung, die sie dem Determinismus gab, und der Schein, daß sie selbst zum Atheismus führe, zog ihm Gegner zu, unter denen J. Lange der heftigste war, wenige aber nur von Wolfs Zeitgenossen, wie A. Rüdiger, eignen Scharfsinn entwickelten. Mit mehr Ueberlegenheit trat aber als Wolfs Gegner Ch. A. Crusius auf, der besonders ein System zu gründen strebte, das mehr mit der Theologie in Uebereinstimmung wäre, obgleich er sich dabei auch in Mysticismus verlor. Aus der Wolfschen Schule gingen mehrere deutsche Gelehrte von Ruf, jedoch mit mehr oder weniger abweichenden Ansichten, hervor, wie: J. G. Daries, J. H. Winkler, J. Ch. Gottsched, J. A. Baumgarten, H. S. Reimarus, G. Ploucquet, J. H. Lambert, J. G. Sulzer, Moses Mendelssohn, J. A. Eberhard, E. Platner u. M.

In England hatte besonders der Lockesche Empirismus mancherlei Reactionen zur Folge gehabt. Vornehmlich versuchte S. Clarke, indem er eine nothwendige Uebereinstimmung der geoffenbarten und natürlichen Religion, durch Vernunft begründet, annahm, das Dasein Gottes aufs Neue zu demonstriren, auch die moralische Freiheit gegen den Empirismus zu sichern. Dagegen schlug G. Berkeley einen entgegengesetzten Weg ein. Indessen war der von ihm aufgestellte Idealismus, nach dem die Wirklichkeit der Körperwelt ein leerer Wahn ist, kein Schutzmittel gegen den Skepticismus, sondern führte nur tiefer in denselben hinein. Dies faßte vornehmlich D. Hume auf. Noch nie war der philosophische Skepticismus mit einer so furchtbaren Kraft, Gründlichkeit und Consequenz aufgetreten, nie mit so vieler Klarheit und Eleganz dargestellt worden, als in dem von ihm aufgestellten, wodurch zugleich alle Grundlagen des religiösen Glaubens die heftigsten Erschütterungen erlitten. So wie aber das Philosophiren in England die einmal gewonnene Tendenz behielt, in bald scharfsinnigen, bald einseitigen und seichten Reflexionen über die Erfahrung das Interesse der Wissenschaft zu wahren suchte und die Religion der Hauptpunkt des Forschens und Zweifelns wurde; so hatte dieselbe Tendenz auch in Frankreich, nur mit andern Bestimmungen, die Oberhand gewonnen. Die sogenannten Philosophen von Frankreich legten, indem sie die durch den Clerus der Denkfreiheit aufgelegten Fesseln abzuschütteln strebten, den Grund zur Ungebundenheit der Meinungen und zu einer vermeintlichen Aufklärung, welche, indem sie den Menschen naturalisirt und die Welt vergöttert, den Glauben an Gott für entbehrlich hält. Die Encyklopädisten, D. Diderot und J. le Rond d'Alembert an ihrer Spitze, wetteiferten in diesem Bemühen mit Voltaire. Dagegen stiftete der geistvolle L. Cl. St. Martin eine theosophische Secte (die Martinisten), welche aber der französischen

Denkart wenig zusagte. In Deutschland machte Hume's Skepticismus erst dann einigen Eindruck, als schon das Interesse gründlichen wissenschaftlichen Forschens gesunken und das Streben nach allgemeiner Faßlichkeit und Gemeinnützigkeit (Populärphilosophie) an die Stelle tiefsinniger Untersuchungen getreten war. In diesem Sinne war das System des philanthropischen Pädagogen J. B. Basedows gebildet, der die Glückseligkeit, das Beifallgeben und die Analogie der Principe der Wahrheit aufstellte und eine Glaubenspflicht für wahrscheinliche übersinnliche Erkenntnisse annahm. Zu diesen Populärphilosophen gehören auch Ch. Meiners und J. G. H. Feder. Die empirische P. erhielt mannichfaltigen Zuwachs, besonders auch durch die psychologischen Untersuchungen von J. H. Campe, D. Tiedemann, Ch. Garve, K. Ph. Moritz und des Letztern, so wie J. J. Engels, F. J. Eschenburgs, J. O. E. Lessings, G. von Herders und Mehrerer ästhetisch-kritische Forschungen, welche sich theils an die psychologisch-kritischen Untersuchungen der Engländer, theils an die Kunsttheorien der Franzosen, besonders von Ch. Batteux, anschlossen, theils einen eigenthümlichen Weg sich bahnten. Auch wurde nicht nur ein erheblicher Einfluß der P. auf andere Wissenschaften, namentlich Mathematik, Physik, Naturgeschichte und Heilkunde, bemerkbar, sondern es wurden auch viele Zweige der angewandten P., als: Pädagogik (nach Rousseau), allgemeine Sprachlehre (nach Harris und Monboddo, v. Herder) und die Geschichte der Menschheit von Meiners, J. Iselin und Herder freisinnig bearbeitet. — Gleichzeitige Versuche mit den dargelegten des speculativen Wissens geschahen nun auch in der bis dahin ziemlich vernachlässigten praktischen P. Die bürgerliche Gesetzgebung und die Gestaltung der rechtlichen Verhältnisse der Völker der neuern Zeit führten zunächst auf philosophische Untersuchungen der sittlichen Natur des Menschen und auf das Streben, die theoretische

und praktische P. unter sich in Verein zu bringen. Hugo Grotius stellte den ersten Versuch eines zusammenhängenden philosophischen Völkerrechts auf; eben so versuchte Th. Hobbes die Gründung eines Staatsrechts. Das Naturrecht erhielt durch S. v. Pufendorf eine wissenschaftliche Grundlage; an ihn schlossen sich Ch. Thomasius, E. Gerhard, N. H. Gundling u. A. an. In England trat dagegen eine Reihe edler Männer auf, welche die Grundwahrheiten der Moral unabhängig von der geoffenbarten Religion zu begründen uud entwickeln strebten: R. Cumberland, A. Ashley Cooper, Gr. v. Shaftesbury, A. Ferguson, H. Home, D. Hume, J. Beattie, A. Smith u. M. Während in Frankreich die Jesuiten die Moral durch laxe Grundsätze um alle Würde brachten, entwickelten A. Arnauld, N. Malebranche u. A. eine strenge, oft mystische Moral, die jedoch nicht lange in Ansehn blieb. Dagegen schilderte der Herzog Fr. de la Rochefoucauld den Menschen als ein eigennütziges Wesen. B. v. Mandeville verfolgte diese Ansicht, und auch C. A. Helvetius leitete die Moral einzig aus eignem Interesse her, welchen Grundsätzen vornehmlich J. J. Rousseau und D. Diderot verbreiteten Eingang verschafften. Unter den Deutschen machte Ch. Wolf auch in der praktischen P. Epoche, indem er die Grundlage der Moral in der Vollkommenheit fand. Bei aller Consequenz dieses Systems endete es gleichwohl, aus Mangel einer vollständigen Erörterung des sittlichen Bewußtseins, in dem Eudämonismus, welche Tendenz sich besonders in den neuern modificirten Darstellungen desselben Systems durch E. Platner und Garve offenbarte. Die Mängel des Wolfschen Systems wurden von Ch. A. Crusius richtiger gefaßt, indem er, statt von Begriffen, vom Gewissen ausging und die Schuldigkeit von ihrer positiven Seite, als moralische Nothwendigkeit, die Freiheit aber von ihrer negativen Seite, in ihrer Unabhängigkeit von den physischen Gesetzen, hervorhob und zugleich den

Willen Gottes wieder als Princip der Moral geltend machte. Auch weckte Ch. F. Gellert in derselben Zeit durch Schriften und Lehre kräftig einen sittlich-religiösen Geist. — So hatte bis Ablauf dieses Zeitabschnitts die P. mehr an Ausdehnung als an Inhalt gewonnen; einzelne Zweige hatten reichlichen Zuwachs an Stoff erhalten; eine neue philosophische Doctrin, Aesthetik, war hinzugekommen; auf Pädagogik, Staatswissenschaft und überhaupt auf das Vielseitigste hatte die P. Anwendung gefunden; nur in Ansehung der wissenschaftlichen Methode war sie wenig vorgeschritten. — Das Bedürfniß einer durchgreifenden Reform trat ein. Mit ihr hebt der dritte Abschnitt der P. an. Indem Im. Kant, geweckt durch Hume's Skepticismus, die kritische Methode zur Erkenntniß des Vermögens und Unvermögens des menschlichen Geistes anwendete und so die kritische P. über alle frühern erhob, wurde er der Sokrates der neuern Zeit. In Kurzem bildete sich in Deutschland eine mächtige Partei von Anhängern (Kantianern), die nun zum völligen und endlichen Abschluß alles Philosophirens gelangt zu sein wähnte; doch dauerte ihr Triumph auf dieser Höhe nur kurze Zeit. Dem Skepticismus schien bei scharfer Prüfung Kant eher Vorschub geleistet, statt ihn widerlegt zu haben. Es entstanden daher neue Versuche, theils den Dogmatismus wieder geltend zu machen, theils als kritische P. auf den höchsten Gipfel der Wissenschaft zu steigern. Den Anfang machte C. L. Reinhold mit seiner Theorie des Vorstellungsvermögens, wodurch er der P. einen neuen Stützpunkt verliehen zu haben glaubte. Ein verbreiteteres Ansehn erhielt jedoch bald die von J. G. Fichte vorgetragene Wissenschaftslehre. Nachdem man aber doch auch eben so bald zur Ueberzeugung kam, daß es ein vergeblicher Versuch sei, das Wissen nach Form und Inhalt idealistisch zu construiren, suchte W. J. Schelling die P. auf der ihr in neuester Zeit gegebenen Grundlage noch höher

zu potenziren, indem er nicht (wie Fichte) das Ich als Selbstobject, sondern das Absolute, die Gottheit, an die Spitze seines Systems stellte und die höchste Aufgabe der Vernunft, die Erkenntniß des Absoluten und die Ableitung alles Endlichen, in einer philosophischen Construction zu lösen wagte. Durch Spinoza's System kam Schelling auf die Idee zweier entgegengesetzter philosophischer Wissenschaften, die er als Naturphilosophie und als Transscendentalphilosophie besonders bearbeitete. Indem aber beide sich im Unendlichen verlieren und er das Wesen des Wissens darauf gründete, daß Wissendes und Gewußtes ursprünglich Eins sein müssen; so kam er endlich auf das System der absoluten Identität des Subjectiven und Activen, oder Indifferenz des Differenten, worin das Wesen des Absoluten in Gott besteht. Die Schellingsche P. empfiehlt sich durch Originalität der Ansicht, Tiefe der Aufgabe, Consequenz der Ausführung und die große Sphäre ihrer Anwendung; aber in praktischer Hinsicht ist sie sehr beschränkt, und überhaupt ist sie mehr eine Poesie des menschlichen Geistes, welche in Verbindung mit vielen großen Ideen einen verführerischen Reiz hat. Sie hat daher auch eine zahlreiche Schule, besonders unter Aerzten, gefunden. Aber es ist auch aus dieser Schule ein Schwindelgeist ausgegangen, welcher die gemeinsten und verworrensten Gedanken und die abenteuerlichsten Einfälle als hohe Weisheit aussprach. Die hohe Begeisterung, die sie Anfangs erzeugte, hat sich daher nach und nach in eine dumpfe Gleichgültigkeit verloren. Es ist aber nicht zu läugnen, daß auch die Schellingsche P., gleichsam als dritte Potenz aus der Kantschen hervorgegangen, zur Firirung der philosophischen Ansichten und des allgemeinen Charakters der P. unserer Zeit viel beigetragen hat, und daß sie es wesentlich ist, aus welcher der Gegensatz hervortrat, in dem gegenwärtig die deutsche P. zu der der benachbarten Staaten steht. Denn wenn in Deutschland

noch immer die höchsten Angelegenheiten der menschlichen Vernunft, nach den vielfachen Weisen ihrer Darstellung, ernste Denker angelegentlich beschäftigen, scheint man dieselben im Auslande nicht sowohl abgemacht, als beseitigt zu haben, wodurch die P. hier also mehr einen negativen, als positiven Charakter erhalten hat. So gilt in Frankreich in neuerer Zeit die Ideologie als der Wendepunkt alles philosophischen Wissens, indem in dieser, als in einer leeren, der Astrologie, Alchemie u. s. w., gleich gestellten Wissenschaft, Alles erwiesen werden soll, was nicht rein empirisch durch Analyse oder Experiment erkennbar ist. — Wie die Franzosen seit Condillac keine eigentlichen philosophischen Schriftsteller von Erhabenheit aufzuweisen haben, so ruht auch bei den Italienern der Geist tiefen Forschens seit G. L. Vico, der eine Erfahrungsphilosophie empfiehlt, und auch von ihnen sind nur einzeln angewandte philosophische Wissenschaften, wie die Gesetzgebung (von Filangieri und Beccaria) bearbeitet. — In England ist Locke noch jetzt der Leitstern, hauptsächlich aber der dieser Nation so eigne philosophische Sinn auf Staats- und Lebenspolitik gerichtet und hier der Egoismus im Großen ausgeprägt. — Geneigter haben Holländer, Dänen, Schweden, Russen sich den neuern philosophischen Forschungen der Deutschen zugewendet und gehen selbst in sie ein. — Zur eigentlichen Bildung und Belebung des in Deutschland herrschenden philosophischen Geistes trugen aber, außer Kant, Fichte und Schelling, noch mehrere ausgezeichnete Denker bei, deren Ansichten, zum Theil, erst nachdem der Zustand der Gährung, welchen die von den Genannten ausgegangenen Systeme erregten, vorüber war, nach Verdienst anerkannt worden, namentlich Fr. Bouterwek durch seine Apodiktik und Ch. G. Bardili, der, das Absolute im Denken findend, die Logik zur Quelle realer Kenntniß zu erheben suchte. Insbesondere gab aber ein Wahrheitsforscher von eben so tiefem Geiste, als ho-

hem religiösen Sinn, F. H. Jacobi, den philosophischen Strebungen eine eigne neue Richtung, indem er den Stützpunkt alles philosophischen Wissens im Vernunftglauben faßte. In gleichem Geiste erkannte auch F. Köppen die Offenbarung des Göttlichen im vernünftigen Menschen als die wesentliche Grundlage der P. an; auch nach J. Salat gründet sich alles Wissen auf Glauben, der die Offenbarung des Absoluten voraussetzt. Wie Jacobi aber mit seiner Glaubenslehre, so trat G. E. Schulze der dogmatischen und kritischen P. mit einer skeptischen Prüfung entgegen, deren Resultat die Unmöglichkeit aller wissenschaftlichen P. ist. Gegenseitig eröffnete sich indessen eine Aussicht, daß alle die Richtungen, welche die philosophirende Vernunft nahm, und die für sich als eben so viele Abwege erschienen, als nothwendige Bedingungen der Cultur der Vernunft anerkannt werden dürften, durch zwei weitere Ausbildungen der kritischen P., die eine von W. T. Krug durch seinen transscendentalen Synkretismus, die andere von J. F. Fries in einer von ihm versuchten philosophischen Anthropologie als Grundwissenschaft, worin die Theorie des Geisteslebens aufgestellt ist. Dem Zeitgeist widerstrebend war dagegen die von J. F. Herbart aufgestellte Ansicht, nach der die psychologische Richtung, welche man der P. gegeben habe, durchgehends falsch sei, und die P. bloß in Bearbeitung von Begriffen bestehe, indem er alle Begriffe, durch welche wir uns das Erkenntnißvermögen denken, metaphysische seien. Aus der Schellingschen Schule hervorgegangen, verfolgten aber zwei Denker ihre Forschungen ebenfalls auf originelle Weise: G. W. H. Hegel (s. d.) in s. Streben, die P. zu einem begreiflichen Wissen durch Dialektik auszubilden, und J. Wagner, der ihr ein mathematisches Weltgesetz zur Grundlage gab, als Typus, in welchem sich Gott selbst in seiner geistigen und physischen Welt offenbare, welches der räumlichen und zeitlichen Erscheinung zu Grunde liege und

sich als Figuren- und Zahlenlehre darstellen lasse. Gleichzeitige neuere philosophische Bestrebungen müssen, da sie bei manchem ihnen zu Grunde liegenden Scharfsinn doch nicht durchgreifend genug sind, um eigenthümliche Systeme darzustellen, hier übergangen werden. — Jedem aber, der die Geschichte der P., in einfacher Darlegung ihres Geschichtstoffes, ohne vorgefaßte Hinneigung zu einer besondern Ansicht, mit gesammeltem Geiste verfolgt, wird es einleuchten, in welcher genauen Verbindung die am frühsten gewonnenen Ueberzeugungen in den höchsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes mit den neuesten erster Denker stehen und wie, wenigstens bis zu einem gewissen Grade von Annäherung, P. als in sich abgeschlossen betrachtet werden kann. Unläugbar ist, daß philosophisches Forschen, für sich, zu reiner Negation, zu einem sich selbst Verlieren, sich selbst Aufheben, oder einem Zustand von Nichtigkeit führt, den aber die Vernunft, zu Folge ihres eignen Wesens, so wenig einräumen kann, als der Lebenstrieb die Verläugnung des eignen Daseins. Das Positive, wornach die Vernunft strebt, erscheint dagegen, welche Stellung auch das Erkenntnißvermögen nehmen mag, um es zu erfassen, in einem durchaus nicht zu lösenden Vereine mit zwei Bestimmungen, in welches unser eignes Sein verflochten ist, von denen wir uns durchaus nicht losmachen können, da sie unserm individuellen Eintreten in das Weltleben vorausgingen: a) mit der eines göttlichen Urseins, auf welche Bestimmung uns Thales in ältester, Schelling in neuester Zeit in ihren Philosophemen als oberstes Princip verweisen, und b) der einer allgemeinen Ordnung der Dinge, die eben so Pythagoras in seiner Zahlenlehre, als Wagner in seinem Weltgesetze andeuten. Alle philosophische Strebungen führen uns entweder ins Leere, von wo aus wir dann den Rückweg einschlagen müssen, oder sie leiten uns einerseits, in höherer Region, in der der Unendlichkeit, auf Religion, oder in tieferer, in der

Endlichkeit, auf Mathematik, und so findet auch hier das alte Zoroastrische Axiom, daß in der Dreiheit Einheit ist, Anwendung, in der Anerkennung, daß **Philosophie, Mathematik** und **Religion Eins** sind. Findet und erfaßt nun auch P. das Positive, was sie sucht, nicht in sich selbst, sondern, in der Verstandessphäre, in dem mathematischen Weltgesetze, in der Vernunftsphäre, im religiösen Glauben; so behauptet sie dagegen ihre Selbstständigkeit mit voller Sicherheit in dem praktischen Positiven. Ihr Streben ist zugleich ihr Wesen, wie das der Bewegung ist, keinen Ruhepunkt zu haben. P. *soll und kann also auch nicht gelehrt, aber sie soll und kann geübt werden*, und eben diese Uebung ist P. Sie ist nicht auf Wissen gerichtet, aber sie leitet das Wissen. Sie ist nicht selbst Intelligenz, sondern sie hat in dieser ihren angewiesenen Standpunkt, um von der Erkenntnißseite aus sich den beiden andern Lebensseiten des Menschengeistes zuzuwenden: dem Gemüthe, um durch Erhaltung von Gleichmuth und innerer Harmonie jenen Frieden der Seele zu sichern, zu welchem die sich selbst überlassene Neigung der Sinnlichkeit nie gelangt, und dem Willen, indem sie ihn durch Selbstbeherrschung zur Freiheit leitet und zur Pflicht, die für jede Lebensaufgabe, unter dem ewigen Schwanken, was der Mensch thun und lassen soll, die einzige sichere Führerin ist, wo dann aber P., von Religion verlassen, für die Gemüthsbestimmung nur einen von dem Gemüthe selbst verschmähten Stoicismus, für die Willensbestimmung einen starren kategorischen Imperativ darzubieten vermag und überhaupt nur so lange ein Supremat behauptet, als Neigung und Wille selbst der innern Erkräftigung entrathen, oder im Aeußern eine ihre Stärke brechende Hemmung finden, indem das höhere geistige Leben allseitig erst seine Vollendung durch Religion erlangt, welche allein den Einklang und die Uebereinstimmung der Neigung und der Einsicht durch Liebe zu Gott,

oder Gottseligkeit, die Einheit des Willens und der Erkenntniß durch unbedingte Unterwürfigkeit unter Gottes Gebot, oder durch Gottesfurcht, vermittelt. (Zum Studium der P. dienen vorzugsweise: W. G. Tennemann, »Geschichte der P.«, 11 Bde., Leipzig 1798—1819, und compendiarisch dessen »Grundriß der Geschichte der P.«, 4. Aufl. von A. Wendt bearbeitet, ebend. 1825; dann W. T. Krug, »Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften«, 4 Bde. und Supplb., Leipz. 1827—1829).

Philtrum, s. Liebestränke.

Phiole, ein gläsernes Gefäß mit langem engen Halse und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu verschiedenen Verrichtungen, besonders zur Digestion und Solution gebraucht wird. Man nennt es auch Scheideflasche. In der Befestigungskunst gab es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen, welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen waren, die bei Bestürmungen u. dgl. gebraucht wurden.

Phlegethon, bei den Alten einer von den Flüssen der Unterwelt, welcher Feuerströme fortwälzte und glühende Felsenstücke forttrieb. An seinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze.

Phlegma (aus dem Griech.), überhaupt wässerige Feuchtigkeit, besonders im Geblüte, daher phlegmatisches Temperament. — In der Chemie heißt Phlegma die wässerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geschmack, welche durch Kunst aus den Körpern gezogen wird und dem geistigen Wesen derselben entgegengesetzt ist.

Phlogiston, s. Brennstoff und Chemie.

Phöbus (rein, hell), ein Beiname Apollo's, und als dieser mit dem Sonnengotte vermischt wurde, des Helios.

Phocion, ein athenienſischer Feldherr und einer der tugendhaftesten Charaktere des Alterthums, war von niederer Abkunft, em=

pfing aber eine gute Erziehung, und sog unter Plato u. a. Philosophen jene erhabenen Grundsätze ein, die sein ganzes Leben leiteten. Ernst und streng in seinem Aeußern, war er von Gesinnung sanft und wohlwollend. Seine Beredtsamkeit zeichnete sich durch Klarheit und Kürze aus, und seine Meinung äußerte er in den Volksversammlungen frei und rücksichtslos. Zuerst diente er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienst, aber heftig und ungleich von Charakter; er gewann sein. Achtung und mäßigte sein Ungestüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naxos (377 v. Chr.) bei und trieb nachher mit vieler Klugheit die Steuern von den Inseln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien sandten die Athenienser Phocion mit einiger Mannschaft nach Euböa, in der Hoffnung, daß die Euböer sich ihm sämmtlich anschließen würden. Durch Philipps Bestechungen aber ward dies verhindert und Phocion genöthigt, seine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind schloß ihn ein und machte sich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen den Befehl einen Ausfall und wurde zurückgeschlagen. In einem Augenblicke der Verwirrung aber brach Ph. los und gewann einen vollständigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Lust zu fechten hatten, freigestellt, sich zu entfernen; nach dem Siege gab er die Gefangenen los, um sie der Wuth des atheniensischen Volks zu entziehen. So hatte er gleich einsichtsvoll, tapfer und menschlich gehandelt. Den Plutarch, der sich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus Eretria, und verließ die Insel, nachdem er sie vor künftigen Angriffen der Macedonier gesichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienser beschlossen hatten, den von Philipp bedroheten Städten des Hellespont Hülfe zu leisten, diese aber sich weigerten, den Chares, wegen seines räuberischen Charakters, mit der Flotte zuzulassen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeschickt. Die Einw. von Byzanz nah=

men ihn auf, und er rettete nicht nur ihre Stadt, sondern nöthigte endlich Philipp, sich von dem Hellespont ganz zurückzuziehen. Ungeachtet dieser glücklichen Erfolge rieth Phocion immer zum Frieden. Seine Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe waren so allgemein anerkannt, daß er 45 Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Er führte stets die einfachste Lebensweise und bestellte mit eigner Hand sein kleines Landgut. Als die Einw. von Megara sich mit den Atheniensern zu verbinden wünschten, unterstützte Phocion eifrig diese Maßregel, begab sich mit vielen Freiwilligen dahin und stellte die Mauern der Stadt her. Aber bald darauf erschien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Ph. rieth vergebens zum friedlichen Vergleiche, die Schlacht bei Chäronäa (338 v. Chr.) bewies die Richtigkeit seines Urtheils. Eben so wenig achteten die Athenienser seines Raths, an der von Philipp berufenen Versammlung der griech. Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, als bis sie die Absicht des Königs wüßten. Die Athenienser fanden sich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu stellen. Als sie damit zögerten, drang Phocion darauf, sich der Nothwendigkeit der Umstände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demosthenes und dessen Anhängern mit Jubel vernommen; aber Ph. erinnerte sie daran, daß die Sieger bei Chäronäa nur um Einen Mann vermindert worden seien. In demselben Sinne widerrieth er, sich neuen Zufällen preiszugeben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte diese Meinung. Als nach der Zerstörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der so heftig gegen ihn sprechenden Redner foderte, übernahm Ph. den Auftrag, durch Fürsprache des Königs Zorn zu besänftigen, mit dem erwünschtesten Erfolge. Alexander hatte ihn sehr lieb gewonnen und überschickte ihm ein Geschenk

von 100 Talenten, welches er, genügsam mit dem Seinen, ausschlug. Die Abgeordneten fanden ihn mit Wassertragen beschäftigt, während seine Gattin Brot buk. Um indeß Alexanders Gunst nicht von sich zu weisen, bat er um die Freilassung einiger seiner verhafteten Freunde. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienser abermals den Plan, Griechenland von dem macedonischen Joche zu befreien. Ph., unerschütterlich in seinen Ansichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, als er sie nicht abwenden konnte, selbst die Führung eines Heeres. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienser gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohete Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligst entflohen. In dieser dringenden Gefahr wurde Ph. an Antipater, welcher sein Lager in der Gegend von Theben hatte, abgesandt, und erlangte, freilich unter harten Bedingungen, die Zusage, daß man einen Vertrag schließen wolle, ohne Attika zu betreten. Demosthenes und Hyperides sollten ausgeliefert, eine aristokratische Regierung eingeführt und eine macedonische Besatzung in Munychia gelegt werden. Lange sträubte sich Ph. gegen die letzte Bedingung, aber Antipater war unbeweglich. Unter diesen schwierigen Umständen ging das Bestreben Ph.'s, der neben andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptsächlich dahin, den schwerlastenden Druck zu mildern und sein ganzes Ansehen bei den Macedoniern zum Vortheile seines unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Gleichwohl beschuldigte man ihn in der Folge, gegen das Beste Athens gehandelt und es an die Feinde verrathen zu haben. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Ph. zur Flucht nöthigten. Er begab sich zu Polysperchon, welcher in Phocis stand. Hier erschien bald darauf eine Gesandtschaft der Athenienser, welche Ph.'s und der andern Flüchtlinge Auslieferung begehrte. Polysperchon bewilligte dies Gesuch, und so wurden die An-

geklagten als Gefangene nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der sie der Verrätherei für schuldig erkannte und den Atheniensern zur Bestrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksversammlung gehalten, und verurtheilte Ph., nebst mehreren seiner Freunde, ohne ihre Vertheidigung zu hören, zum Giftbecher. Ph.'s Ruhe und Gelassenheit blieb unerschüttert. »Sage meinem Sohne,« antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, »daß er das von den Atheniensern mir angethane Unrecht vergessen solle.« Schon hatten die Meisten den Trank getrunken, als man merkte, daß er nicht zureiche. Der Henker aber weigerte sich, unentgeltlich mehr herbeizuschaffen. Ph. bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und sagte scherzend: »So kann man in Athen nicht einmal umsonst sterben!« Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Grenze geworfen, Freunde aber ließen ihn nach Eleusis bringen und dort im Hause einer Megarenserin verbrennen. Als bald nachher die Athenienser ihr Unrecht einsahen, errichteten sie Ph. Ehrensäulen, begruben seine Gebäude auf öffentliche Kosten und bestraften seine Ankläger.

Phocis, 1) (a. Geogr.), Landschaft Mittelgriechenlands, westlich von Böotien, zwischen den opuntischen und epiknemidischen Lokrern in Osten, den Dorern und ozolischen Lokrern in Westen, vom korinthischen Meerbusen, der hier noch den kleinen krissäischen bildet, bis zum Oeta, dem Grenzgebirge gegen Thessalien. Hauptstrom ist der Kephissos und bei Delphi der Plistos, der bekannteste unter den zahllosen Bergen der Parnassos mit seinen Zweigen Hyampeia u. s. w.; der Hyphantion lief ihm parallel. Am Parnassos lag Delphi nebst Thermopylä; ferner Kirrha am krissäischen Busen; östlich Antikirrha; Elatea war Grenzfestung gegen Thessalien, unweit davon Abä und die Bergfestung Hyampolis; außerdem noch 15 Städtchen. Länge:

von N. nach S. höchstens 8 geogr. Meilen; mittlere Breite von W. nach O. 6 Meilen; Flächeninhalt; ungefähr 36 QM., das nur eine Ebene, das krissäische Gebiet, sonst einige Thäler enthält, von denen das größte die Ufergegenden des Kephissos bildeten. Produkte: Wein, Oel in den Thälern und auf den nicht mit Schnee bedeckten Bergen. 2) (Gesch.) P., mit den zunächst angrenzenden Theilen des nördlichen Böotiens und der Landschaft Lokris ist der Ursitz der Hellenen. Dieses Bergvolk eroberte, nebst den benachbarten, eben so wilden Leleges, unter Deukalion, das gesegnetere Thessalien; P. blieb lange fast menschenleer und ward nach und nach nur von Vertriebenen, Flüchtlingen u. s. w. besetzt; so von den durch die Kadmeer vertriebenen Hyanten, von ausgewanderten Argivern, die Aba erbauten, von Athenäern, die Stiris anlegten, von Korinthiern unter Phokos und Aegineten unter einem andern Phokos (sie gaben dem Lande den Namen), von den sich am Kephissos niederlassenden Phlegyä, welche von Arkadiern unter Elatos verdrängt wurden. Nur zu Delphi saßen einheimische Fürsten, Abkömmlinge Deukalions von weiblicher Seite; mit ihnen verbündeten sich die herumliegenden Städte, es entstand hier und in der Nähe von Thermopylä ein Bund (aus dem der der Amphiktyonen sich bildete), dessen Mittelpunkt das Orakel zu Delphi war. Von diesem phokäischen Bundesstaate sind noch Münzen übrig. Mit Sicherheit lassen sich als Bundesglieder erkennen: Delphi, Antikyra, Ambryssos, Daulis, Elatea, Amphikäa, Panopeus, Ledon. Von diesen Phokern stammten die Anführer der Phoker im trojanischen Kriege ab; doch waren sie nicht die einzigen Fürsten im Lande. Nach der Wiedereroberung Thessaliens durch die Pelasger, 60 Jahr nach dem trojanischen Krieg, zog sich ein Theil der Einwohner Thessaliens nach P. und Pelasger ihnen nach. Die letztern waren übermächtig; die Phoker konnten sich nur durch eine an Verzweiflung grenzende Tapfer-

keit, durch Kriegslist in einigen Treffen und endlich durch die Verschanzung des Passes bei Thermopylä ihrer weitern Einbrüche erwehren. Durch dieses tapfere Benehmen stieg aber der Einfluß der Phoker bei den angrenzenden hellenischen, gleiche Unterjochung der pelasgischen Thessalier befürchtenden Völkerschaften, vorzüglich bei den Lokrern. So entstand Nationalhaß zwischen den Thessaliern und Phokern, der in den persischen Kriegen noch volle Kraft äußerte, wo, auf Veranlassung der Thessalier, alle Städte von P., außer Delphi und einigen Orten, vernichtet wurden. Städte erhoben sich wieder, aber der Wohlstand war dahin. Im peloponnesischen Kriege waren die Phoker auf Seiten Athens, das ihnen zu der Oberaufsicht über das delphische Orakel verholfen hatte. Als sie aber diese dazu mißbrauchten, das zum heiligen Gebiete gehörende kirrhäische Gebiet anzubauen, traf sie schwer die Strafe der Amphiktyonen. Der harte Urtheilsspruch wurde vollzogen, aber ihr Zustand dauerte nicht lange; die Phoker fochten mit den Athenäern gegen Philippos von Makedonien bei Chäroneia, gegen die Makedonier in dem lamischen Kriege, und ihre Städtchen waren durch Beihülfe der Athenäer und ihrer ehemaligen Feinde, der Thebäer, fast überall hergestellt; doch blieben die Phoker im Ganzen dürftig. Ihre letzte Anstrengung findet sich im Kriege gegen die eindringenden Kelten; sie stellten zur gemeinschaftlichen Armee 3000 Mann Fußvolk und 500 Reiter. In Zukunft folgen sie ohne Weiteres der Willkühr jedes Siegers und werden von den Römern zur Provinz Achaia gezogen. Nur Elathea und Delphi durfte man Städte nennen, vielleicht auch Antikirrha; alle übrigen waren unbedeutende Landstädtchen.

Phönix, ein ägyptischer Wundervogel, in Adlergröße, mit theils goldnem, theils rothem Gefieder, kam, wie die Einwohner von Heliopolis glaubten, alle 500 Jahre beim Tode seines Vaters aus

Arabien nach Aegypten, brachte seinen Vater in ein Ei von Myrrhen gehüllt in den dortigen Tempel der Sonne, um ihn in denselben zu begraben. Andere nennen ihn einen indischen Vogel, der alljährlich nach Aegypten komme und sich da verbrenne. Aus seiner Asche entstehe ein Wurm, aus dem, vom Sonnenstrahl erwärmt, sich ein neuer P. bilde; n. And. entsteht er wieder aus seiner Asche, oder der seines Nestes, dem er zuvor Zeugungskraft verliehen u. s. w. Man glaubt hierin ein phönikisches Symbol des gemeinen oder astronomischen, oder großen Weltjahres zu erkennen. Der P. schwang sich aus der heidnischen in die christliche Religion symbolisch hinüber und wurde, selbst von den Kirchenvätern, als ein Sinnbild der Verewigung nach ersprießlichen Widerwärtigkeiten angenommen; so kam er als ein Emblem der Unsterblichkeit durch Thaten und der ewigen Dauer des Reichs, der Hoffnung auf schöne Zeiten, die gleichsam aus der Asche der vergangenen aufsteigen sollten, auf die Münzen griech. Kaiser, z. B. Constantins des Großen, Constans und deren Nachkommen. Mit den Inschriften: Consecratio oder Aeternitas, oder Felix temporum reparatio steht er, umgeben von einem Nimbus, auf einer Weltkugel, einem Berge, einer Sphäre, einem Brandhaufen. So kam er auf Münzen europäischer Regenten, z. B. einer Medaille der Königin Christina von Schweden von 1665 mit dem Worte Μακελως (was sie endlich den sinnenden Gelehrten lachend durch »makellos« erklärte). Am allerwunderbarsten schildern ihn die Romanziers. Vgl. Gryphiander, »Ph. poetarum carminibus celebratus,« Jen. 1618; Trepel, »Ph. vivus et auditus,« Amsterd. 1706; Lagerlööf, »Phoenicis mythologia,« Ups. 1689.

Phönizien (Phönikien), ein schmales Küstenland am Mittelmeere, von der Stadt Arados und dem Fluß Eleutheros bis unterhalb des Berges Karmel und Tyros am Leontes; doch mögen auch

noch südlicher im Gebiete von Palästina einige Küstenstädte dazu gehört haben, so daß Ptolemäos die südliche Grenze bis zum Chorseus, an dem Cäsarea lag, ausdehnen konnte, und daß wohl die ganze Seeküste von Eleutheros bis Pelusion P. genannt wurde. Dieses nicht viel über 100 QM. große Ländchen war zum Theil sandig und gebirgig; der Libanon und der Antilibanon liefen in nordöstlicher Richtung neben einander hin, und zwischen beiden Gebirgsketten lag Kölesyrien. P. hatte daher Mangel an Getreide, dagegen gute Fischereien, die Wälder des cederreichen Libanon, die bequemste Lage zur Schifffahrt am mittelländischen Meere, mit vielen, durch die Natur selbst gesicherten Häfen, und in seiner blühendsten Periode eine Menge wichtiger und berühmter Städte, wie: Sidon, die älteste, Tyros, Arados, Tripolis, Byblos, Berytos, Sarephtha. Diese Städte waren Anfangs, als Colonien von einander, von der Mutterstadt abhängig. So wie aber einzelne derselben mächtiger wurden, machten sie sich unabhängig und bildeten eigene Staaten, die nur das gemeinschaftliche Interesse des Handels und die Verehrung der (von den Griechen Herakles genannten) Nationalgottheit zu Einem Volke verband. So waren Sidon, Tyros, Arados einzelne Staaten, mit erblichen, aber durch Obrigkeiten eingeschränkten Königen an der Spitze, die, wenigstens in gewissen Zeiten, eine allgemeine Reichsversammlung in Tripolis bildeten, wo sie sich über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats berathschlagten. Doch war es natürlich, daß unter diesen einzelnen Staaten der mächtigste die übrigen gewissermaßen beherrschte; und so finden wir in der blühendsten Periode P.s, 100—600 v. Chr., einen phönikischen Städtebund, an dessen Spitze Tyros stand (Hesek. 27). Flüsse in P. waren nur unbeträchtliche Küstenflüsse, wie der Chorseus, an der Südgrenze des Landes, der Eleutheros u. a. — (Gesch.) Das Urvolk der Phönikier lebte, wahrscheinlich nomadisch, Anfangs am per=

sischen Meerbusen, wo noch später 2 Inseln, Tyros und Arathos (die Bahreininseln), mit Ueberresten phönikischer Heiligthümer gefunden wurden. Von hier wanderten sie nach dem arabischen Meerbusen aus, von da nordwärts nach Palästina und Syrien, und endlich, doch schon lange vor der Ankunft der Israeliten, in ihre nachherigen Wohnsitze ein, wahrscheinlich durch irgend eine mächtige Horde gedrängt, oder sich als Handelsvolk an den Küsten hinziehend. Viehzucht und Ackerbau war in P. fast unmöglich; aber die Küsten boten Fische, und Fischfang führte auf Schiffbau. Nach und nach wurden sie ein seefahrendes und daher in festen Sitzen wohnendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausschiffte. Schon im 12. Jahrh. v. Chr. legten sie Colonien in Afrika an; Utica ward um 1170 gestiftet; und in Salomo's Zeitalter, um 1000, war die Fahrt nach Spaniens Südwestküste, Tarsis, schon so gewöhnlich, daß man jedes große Meerschiff ein Tarsisschiff nannte; und Bernstein ist in Homer bereits eine allgemein bekannte, von den Phönikiern verbreitete Kostbarkeit; so ausgebreitet war frühzeitig der sidonische Handel und das Land also bevölkert. Die der Häfen bedürftigen Sidonier bauten, angeblich lange vor Troja's Zerstörung, 200 Stadien südlich, bei einem von der Natur gebildeten Hafen einige Häuser, aus der die Stadt Tyros erwuchs. Eroberung konnte eines so kleinen Handelsstaats Absicht nicht sein; durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden und durch Bündnisse sicherten sie ihr Land. So schloß um 1000 Hiram mit David und Salomo Handelsbündnisse. Von Hirams 6 Nachfolgern, Baleazar, Abdastartos, einem Ungenannten, Astartos, Aserymos, Pheles, die fast alle sonderbar 12 Jahr regierten, wissen wir durchaus nichts. Der nächste um 900, Ithobal (Ethbaal), König von Tyros und Sidon, Vater der Isebel, baute mehrere Städte in P. und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badezor folgte

Matgenus (Mettinus), des Pygmalion und des Barka, der Dido und Anna Vater. Dido gründete Carthago. Für die nächsten Jahrhunderte fehlen Namen und Begebenheiten. Tyros muß unterdessen seine Herrschaft über die Städte P.s behauptet, vielleicht auch gemißbraucht haben; denn gegen 700 fallen unter Anführung des Elulåos die Kittäer auf Kypros (wo Pygmalion Karpasia erbaut hatte) ab und rufen die Assyrier zu Hülfe. Doch unterwirft sich Elulåos wieder, und Salmanassar schließt Frieden. Doch gleich darauf empörten sich Sidon, Ako und viele andere Städte der Tyrier, unterwarfen sich Salmanassar und gaben ihm ihre Schiffe. Aber 12 tyrische Schiffe zerstreuten die 60 feindlichen, und die Belagerung von Tyros mußten die Assyrier nach 5 Jahren endlich aufheben. So erhielt sich Tyros noch an 100 Jahre. Indeß scheint Sidon sich jetzt wieder erhoben zu haben und unabhängig von Tyros gewesen zu sein. Tyros und Sidon gewannen (Jerem. 27; Hesek. 27—29) Zedekias zu einem Bündniß gegen Nebukadnezar; allein dieser zog um 600 nach P., zerstörte Sidon und nahm Tyros nach 13jähriger Belagerung ein; die Einwohner aber waren nach der Inselstadt Tyros geflüchtet, die von jetzt an Hauptstadt des Welthandels wurde. Ethbaal blieb bei jener Belagerung, und sein Nachfolger Baal herrschte in Alt-Tyros wahrscheinlich nur als babylonischer Vasall. Nach dessen Tode ward bei der Versetzung des Hauptstamms auf die Insel die Regierungsverfassung geändert; es regierten vom Volke erwählte Obrigkeiten, Suffeten, nicht lebenslänglich. Doch währte diese Regierung nur 7 Jahre. Es treten wieder Könige von Tyros unter babylonischer Hoheit an, Balator, Merbal, Hiram II., zur Zeit des Kyros, 555, da Tyros und ganz P. unter persische Herrschaft kam; denn in der Schlacht bei Salamis, 480, werden von Herodot Mapen, König von Tyros, und Tetramnestos von Sidon, der dem Xerxes

300 Schiffe zuführt und in dem Kriegsrath den Vorrang vor dem Könige von Tyros hat, als die wichtigsten Anführer auf der persischen Flotte genannt und als die erfahrensten Seefahrer von Xerxes mit vieler Achtung behandelt. Um diese Zeit muß sich Sidon wieder erhoben haben; denn sie heißt die reichste Stadt P.s und steht an der Spitze der im Bund mit Nektanebos von Aegypten erhobenen Empörung der Phöniker gegen Artaxerxes Mnemon und Artaxerxes Ochos, 361. Tennes, König von Sidon, unterstützt von Griechen unter Mentor, schlug die Perser; aber als Artaxerxes Ochos selbst mit einer furchtbaren Armee erschien, ward Mentor zum Verräther, bewog selbst Tennes, die eigne, stark befestigte Stadt dem Perser zu übergeben, 350. Die edelsten Bürger wurden hingerichtet; die Sidonier, die früher ihre eignen Schiffe verbrannt hatten, daß keiner entfliehen sollte, verbrannten voll Verzweiflung sich selbst mit allen ihren Gütern und überließen dem Sieger nur in den Ruinen ihrer Gebäude das geschmolzene Metall. Doch bauten die eben abwesenden Sidonier bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Die übrigen phönikischen Städte hatten sich indeß freiwillig unterworfen, und Tyros wußte von nun an wieder den Vorrang vor seiner Nebenbuhlerin zu gewinnen. (Vielleicht hatten die Sklavenempörung in Tyros nach Mapens Tode und die Ermordung der Eigenthümer Tyros so gestürzt. Straton ward von den Sklaven zum König gewählt.) Als daher Alexander d. Gr. 333 nach der Schlacht bei Issos nach P. kam, unterwarf sich das schwächere Sidon sogleich und blieb von einer zweiten Belagerung befreit; nur setzte Alexander an die Stelle des persisch gesinnten Königs Straton den Abdolonymos, aus königlichem Geschlechte, damals aber Gartenknecht. Sidon ist nachher bald syrisch, bald ägyptisch. Azemilkos von Tyros suchte zwar durch Glückwünschungen und Geschenke Alexander zu entfernen; allein unter dem

Vorwande, in ihrem Tempel dem Herkules zu opfern, nahte dieser sich. Die Tyrier verwehrten ihm den Eingang. Alexander belagerte es, eroberte es aber erst nach 7 Monaten. Die Stadt wurde zum Theil verbrannt und die Einwohner theils getödtet, theils als Sklaven verkauft. So sank die Bildnerin eines Theils der Erde; denn obgleich Alexander die Stadt wieder aufbaute, so erhob sie sich doch nie wieder zu ihrem vorigen Ansehn; Alexandria ward jetzt der Hauptsitz des Welthandels und Tyros nicht wieder unabhängig. 313 ward Tyros 15 Monate hindurch von Antigonos belagert, dem die Stadt Ptolemäos Soter abnahm. Die Streitigkeiten über ihren Besitz dauerten bis 218; in diesem Jahre fiel sie Antiochos d. Gr. zu und blieb nachher unter der Herrschaft der Seleukiden, bis Syrien durch Pompejus römische Provinz ward. Die übrigen Städte, unter denen noch zuweilen Arados, Byblos, Berytos mit eignen Königen erwähnt werden, mußten gewiß auch irgend einem mächtigen Nachbar sich unterwerfen. — Wichtiger als in ihren Begebenheiten sind uns die Phönikier auf Reisen, und wohlthätig für die Menschheit durch ihre Anlegung von Colonien und durch die friedliche Verbreitung ihrer gewonnenen Cultur. Die Noth hatte sie gezwungen, das Meer zu betreten, und die Unfruchtbarkeit ihres Bodens machte sie zu Seeräubern. Sie landeten auf den benachbarten Küsten und Inseln und raubten Früchte, Vieh und Menschen. Immer kühner gemacht, schifften sie auch nach entferntern Küsten und Inseln. Indeß mußte die Kargheit des Bodens ihren Geist auch zu andern Erfindungen reizen, sie erfanden Bereitung der Wolle, Purpurfarbe, des Glases, und manches Andere vervollkommneten sie. Theils das Gefährliche der Seeräuberei, theils die Aussicht des sicherern und freudigern Gewinnes bei Tauschhandel, da rohe Nationen glänzende Kleinigkeiten für kostbare Metalle oder andere Landeserzeugnisse freudig eintauschten, mußte

ihre Schifffahrt zum Handel hinlenken, der schon sehr früh blühte (schon Moses [Gen. 49, 13] und Homer kennt diese Blüthe). Ihrer Lage nach mußten die Phönikier vorzüglich auf dem mittelländischen Meere Handel treiben. Der nächste Landungsort war die Insel Kypros, deren Einwohner ihre Diener wurden, und wo die Phönikier die ersten Colonien anlegten. Zunächst kamen sie nach Klein-Asien, Griechenland, den griechischen Inseln; Kilikien, Karien, Rhodos, Kreta, die Sporaden und Kikladen wurden von ihnen bevölkert; doch blühte ihr Handel hier nur in der Zeit der frühern Uncultur. Von den unterdessen seefahrendes Volk und mächtig gewordenen Griechen wurden sie theilweise in Klein-Asien vertrieben; doch konnten diese ihrer nicht ganz entbehren; Räucherwerk, Purpur, Putzwaaren mußten sie von ihnen nehmen. Von Aegyptens Küste hielt die Phönikier der Eigensinn des das Fremde hassenden ägyptischen Volkes ab, das wenigstens die Fahrt in die Nilmündungen keinem Ausländer gestattete. Aber Caravanenhandel müssen sie nach Aegypten getrieben haben; nicht bloß war ein Viertheil von Memphis von Phönikiern bevölkert, sondern auch die Anlegung des hundertthorigen Thebens wird dem tyrischen Herkules zugeschrieben. Wichtiger und dauernder war der phönikische Handel nach der nordafrikanischen Küste. Zwar hatten sie hier, wie auf Sicilien, Sardinien und den kleinen Inseln umher (in Malta will man in neuerer Zeit phönikische Münzen und Denkmäler und Reste phönikischer Sprache gefunden haben) nur Colonien angelegt, um Ruheörter auf der langen Fahrt nach Tarsis zu haben; allein bald wurden die neuen Pflänzlinge wichtiger, indem sie durch Caravanenhandel in das innere Afrika die dort eingetauschten Waaren den Phönikiern zuführten. Daher finden sich hier so viele phönikische Colonien, außer Utica, Auza und Carthago, Adrumetum, die beiden Leptis und Tanger, die mit der Mutterstadt immer in

freundschaftlichem Verhältnisse blieben. Doch war Hispanien das Hauptland für ihren Seehandel (vgl. Ezech. 27, 25); Gold, Silber, Eisen, Zinn, Blei fanden sie reichlich, und eingemachte Südfrüchte waren ein berühmter spanischer Handelszweig. Unter den vielen auf Tarsis angelegten Colonien war die berühmteste Gades (Cadix); wie sie das Ziel der Fahrten im Mittelmeer war (Säulen des Herkules), so war sie wieder der Anfangspunkt zu entferntern Fahrten im atlantischen Ocean (nur fabelhafte Nachrichten darüber). Sie schifften nördlich nach den Zinninseln (Cassiterides) und in den nördlichen Ocean bis zur Mündung des Eridanos, wo sie Bernstein holten, der dem Golde gleich geschätzt wurde, weshalb sie diese Fahrt zu verhüllen suchten. Auch an der Westküste von Libyen sollen sie Inseln, Madera, die glücklichen (canarischen) Inseln besucht und bevölkert haben. Neuere dehnen irrig ihre Fahrten hier bis zur Goldküste, bis über den Senegal hin aus. Noch andere behaupten sogar, daß sie Amerika gekannt und besucht hätten. Unbedeutender war ihr Seehandel auf dem arabischen Meerbusen nach Ophir, nur eine Zeitlang unter David und Salomo, und auf dem persischen, durch die Babylonier vielleicht bis Ceylon. Ihre Entdeckungsreisen, besonders die berühmte Umschiffung Afrika's unter Necho, ist nicht so gewiß, als man gewöhnlich glaubt. Indessen mögen diese auch zum Theil erdichtet sein, so müssen doch die Phönikier weit ausgebreitetere Kenntnisse der Erde gehabt haben, als die Griechen und Römer. Diesen aber wehrten sie eifersüchtig, ihnen auf ihren entfernten Fahrten zu folgen, erdichteten Mährchen von Seeungeheuern, Meergallert u. s. w. (daher Phönikische Lügen, *φοινικὰ ψεύδη*, sprichwörtlich in Griechenland), verwirrten die Folgenden durch Irrwege, oder ließen gar die eigenen Schiffe stranden. Daher verlor sich ihre Erdkenntniß mit ihrer Schifffahrt, und Britannien z. B. mußte zum 2. Mal entdeckt wer-

den. Handel trieben die Phönikier hauptsächlich, zwar mit ihren Fabrik- und Manufacturwaaren; nicht minder wichtig aber war der mit den durch Caravanen aus dem innern Asien und Afrika zugeführten Waaren, Weihrauch, Gold, Edelsteine aus dem glücklichen Arabien, Zimmt, Elfenbein, Ebenholz aus Indien und Aethiopien durch die Gerrhäer zugeführt, baumwollne und gestickte Zeuge aus Aegypten, Wolle zu ihren schönen Webereien erhielten sie von Nomaden aus den arabischen und syrischen Wüsten und aus Thomarga (Armenien) Pferde, aus Tubal und Meschech (kaukasische Länder) Sklaven und Kupfergeschirr (vgl. Ezech. 27). Dieser ganze Handel aber blieb lange Tauschhandel; auch sollen nicht die Phönikier, sondern die Numidier zuerst Münzen geprägt haben. Erfinder aber des Schiffbaues sind sie gewiß. Ihre Schiffe waren gewöhnlich rund, mit weitem Bauche und flachem Boden; sie hatten Ruder und Segel und segelten ohne Compaß, bei Nacht nach Leitung der Sterne. Der Ruderbänke waren 2, auch 3 schräg über einander (biremes, triremes); auch hatten ihre Schiffe 3, 4 Steuerruder. Daß die Phönikier zeitig im Besitz der Buchstabenschrift gewesen, darauf führen allgemeine und historische Gründe. Auch ist die Sage nicht unwahrscheinlich, daß sie die Rechnenkunst erfunden haben. P. ist das eigentliche Geburtsland des griechischen Göttercultus. Höhere geistige Bildung, wie Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei, scheint den Phönikern fremd gewesen zu sein.

Phorcus oder Phórcys, Sohn des Pontus und der Gäa, oder, n. A., Neptun's und der Nymphe Thesea, Vater wunderbarer Meergestalten, z. B. der Gräen, Gorgonen und des hesperischen Drachen, nach Einigen auch der Scylla und der Thoosa, welche Ungeheuer er mit seiner Schwester Ceto zeugte.

Phorometrie, ein Zweig der Mechanik, lehrt das Maß der Bewegung bestimmen.

Phosphor (Phosphores, v. gr.), 1) wörtlich Lichtträger; 2) insbesondere (Physik), eine Substanz, die auch bei niedriger Temperatur selbstständig leuchtet, ohne daß diesem ihren Leuchten eine verhältnißmäßige höhere Temperatur entspricht, also ohne zu brennen und dadurch sich aufzulösen. Diese Eigenschaft bezeichnet man als Phosphorescenz, Phosphoresciren. Mehrere Thiere (bes. Insecten), auch Pflanzenkörper unter bestimmten Verhältnissen (wie faules Holz), besitzen sie, die daher ebenfalls als P.e zu betrachten sind; 3) ein Körper, der, in die Sonne gelegt, dadurch die Eigenschaft zu leuchten erlangt (Lichtsauger), oder auch unter besondern physischen und chemischen Verhältnissen ein mattes Licht verbreitet; 4) insbesondere (Chem.) eine in chemischer Hinsicht sehr merkwürdige, meist in Form kleiner Stangen im Handel vorkommende, gelbe, frisch bereitet halbdurchscheinende, nach und nach sich mit einer weißlichen, undurchsichtigen Rinde (Oxydul) überziehende Substanz, die an der Luft knoblauchartig riecht, weißleuchtende Dämpfe (phosphorische Säure) ausstößt, im Dunkeln leuchtet (weshalb auch die mit demselben gezeichneten Schriftzüge leuchtend erscheinen), sehr leicht, bei 75° Wärme, auch schon durch Reiben und im Chlorgas, von selbst sich entzündet, dann mit heller, in Sauerstoffgas mit überaus blendender Flamme und vielem weißen Rauch (Phosphorsäure) mit Heftigkeit verbrennt, ihrer leichten Entzündlichkeit wegen stets unter Wasser aufzubewahren ist; von Brandt 1669 zufällig bei alchymischen Experimenten entdeckt und von ihm, so wie später von Kunkel, Boyle, Markgraf, aus gefaultem Urin, aus dem man die phosphorsauren Salze mit essigsaurem Blei niederschlug und das entstandene phosphorsaure Blei mit Kohlenpulver vermengt in einer beschlagenen Retorte glühte, dargestellt. Jetzt

bereitet man ihn meist in Fabriken durch trockene Destillation der, aus Knochen dargestellten, mit Kohle vermischten Phosphorsäure, aus einer, anhaltender Weißglühhitze ausgesetzten Retorte, deren Hals, oder das an diesem angefügte Rohr, bis unter das in der Vorlage befindliche Wasser reicht, in welchem der, als durchsichtige, wachsähnliche Masse übergehende P. erhärtet und dann auf diese Weise in Stangenform gebracht, auch zugleich von mechanisch beigefügten Unreinigkeiten befreit wird, indem man ihn, in Stückchen geschnitten, in eine passende Glasröhre thut, mit Wasser übergießt und die Röhre so lange in siedendes Wasser hält, bis der P. geschmolzen ist, worauf er nach dem Erkalten aus derselben herausgestoßen wird. Der P. macht das Wasser, in welchem er aufbewahrt wird, indem er sich auf Kosten desselben zu Oxydul- und phosphorichter Säure umbildet, säuerlich, theilt ihm die Eigenschaft mit, in festverschlossenem Gefäß geschüttelt, zu leuchten, wird durch das Licht, besonders das violette, roth gefärbt, auch in dieser Farbe aus seinen Auflösungen niedergeschlagen, wo er dann weniger brennbar ist, an der Luft nicht leuchtet, sich aber leichter oxydirt. Alkohol, Aether, fette und ätherische Oele lösen den P. in verschiedenen Verhältnissen. Die Auflösungen in fetten Oelen leuchten, verlieren aber diese Eigenschaft durch den Zusatz von manchen ätherischen Oelen. Mit Sauerstoff verbindet sich der P. in 5 Verhältnissen: zu P.-, phosphoriger, unterphosphoriger Säure, Oxyd und Oxydul, desgleichen mit Wasserstoff, Chlor, Jod, Schwefel, Kohle, Metallen, Metalloiden. 5) (Med.) Der P. ist wohl das stärkste und eingreifendste flüchtige Reizmittel, das in Auflösung zu $\frac{1}{10}$ bis höchstens $\frac{1}{4}$ Gran gegeben, bei allgemeinem Gesunkensein der Lebenskräfte, in nervösen Fiebern, wohl bisweilen wunderähnlich wirken kann, aber jederzeit die größeste Vorsicht erfordert, da 1 Gran schon

tödtlich wirkt; wird übrigens auch äußerlich bei Lähmungen, Amaurosis &c. nicht selten mit ausgezeichnetem Erfolg angewendet.

Phosphorescenz, die Eigenschaft mehrerer Körper der drei Naturreiche, im Dunkeln einen Lichtschein von sich zu geben. Ein vollständiges Verzeichniß von Körpern, die durch Hitze oder Reiben phosphorescirend werden, gab Wedgwood (s. Gren's »Journal«, VII, 45 fg.), welcher deren gegen 80 zählt. Am stärksten phosphoresciren der Flußspath und Marmor aus Derbyshire, der Feldspath aus Sachsen, der Rubin. Ein wirksames Mittel, die Phosphorescenz in den Körpern zu entwickeln, ist die Elektricität, wiewohl die Ursache dieser Erscheinung dunkel ist.

Phosphorus, s. Lucifer, Venus und Hesperus.

Photius, Patriarch von Konstantinopel, wohl der gelehrteste Schriftsteller des 9. Jahrh., aus vornehmer, mit der kaiserlichen verwandter Familie, Bardas's Schüler, reich, talentvoll, unermüdet thätig, tiefsinniger Denker, Polyhistor, ehrsüchtig, hitzig, vielleicht zu eifrig gegen seine (römisch-katholischen), freilich meist boshaften Gegner, Kenner der griechischen Sprache und Literatur, der Dicht- und Redekunst, der Philosophie, der Astronomie, Arzneikunde, der schönen Wissenschaften (seine eigne Bibliothek soll aus 12,000 Bänden bestanden haben); bekleidete frühzeitig die höchsten geistlichen und weltlichen Würden (Präfect der Leibwache, Protospotarius, Protasecretis, erster Senator, oft vom Hof und Senat Gesandter an den Khalifen von Bagdad, Patriarch). Patriarch wurde er nach Ignatius Absetzung, 857, ohne vorher Geistlicher zu sein (er ging alle geistliche Grade in 6 Tagen durch: Mönch, Lector, Subdiaconus, Diaconus, Priester, Patriarch). Angeblich nahm er gezwungen diese Stelle an, die ihm auch viele Leiden zuzog, indem er und der Papst über die Superiorität in Streit geriethen, woran die abendländische und morgenländische

Kirche Theil nahmen, und wodurch die durch Bardas veranlaßte Trennung beider befördert wurde. Vom Kaiser Basilius, dessen Gesellschafter und Prinzenerzieher er war, abgesetzt, 867, weil er ihn wegen Michaels, seines Vorgängers, Ermordung excommunicirt hatte, wurde er 877 wieder eingesetzt, aber von Leo 886, der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt, abermals abgesetzt und in ein armenisches Kloster verwiesen, in dem er 890 (891) starb. Er hinterließ viele, kleine und große, theologische, kirchenrechtliche und historisch=literarische Schriften. In Bagdad schrieb er seine »Bibliothek« (Bibliotheke oder Myriobiblon), ein Denkmal der Gelehrsamkeit und Kritik, worin 280 Schriftsteller (Geschichtschreiber, Redner, Philosophen, Theologen), ohne feste Ordnung, aufgestellt werden; ihre Erzählung oder ihr Unterricht wird verkürzt, ihre Schreibart und ihr Charakter gewürdigt. Ausgaben: von Dav. Höschel, Augsb. 1601, Fol.; von Andr. Schott, Genf 1613, Fol., Rouen 1653, Fol.; von Imm. Bekker, 2 Bde., Berlin 1824, 25, gr. 4. Sein »Glossarium« gab zuerst heraus: Hermann, Leipz. 1804, 4., dann Porson, 2 Thle., ebend. 1823, und Schleusner schrieb Anmerkungen dazu, ebend. 1810, 4., u. (curae nov. in Ph.) 1812, 4. P. Briefe (herausg. v. Montacutius, mit lat. Uebers. und Anm., Lond. 1651, Fol.) erläutern die Bibel, betreffen die Rechte der griech. Kirche und den damaligen Privatstreit mit dem Papst. P. »Nomokanon« ist ein berühmtes und brauchbares Handbuch des Kirchenrechts, welches vollständig unter 14 Klassen alle, auch die kaiserlichen, Kirchengesetze seit der Apostelzeit bis zum 7. ökumenischen Concilium gesammelt gibt; herausgegeben mit dem Commentar des Th. Balsamon v. Justell, in Voellii Biblioth. jur. can. vet., Paris 1661, Fol., auch einzeln von Justell, ebend. 1615, 4. P. 4 Bücher gegen die Manichäer, deren erstes Buch eine Geschichte der Manichäer enthält, hat zuerst J. Chr. Wolf in Anecd.

graec. sacr. et prof., P. I. u. II., bekannt gemacht; einzeln: von Bernh. von Montfaucon in Bibliotheca christiana. Als Kirchenlehrer hing P., trotz seiner eignen und freien Ansichten, an kirchlich-dogmatischen Formeln und am Mysticismus. Vgl. Haucke, de byzant. script., L. 1, c. 18, P. 1, S. 169 ff. (die ausführlichste Biographie); Histoire de Ph., Par. 1772; Wolf, Ph., ephemeridum erudit. inventor, Wittemb. 1689, 4.

Photometer, Lichtmesser, ein Werkzeug, die Stärke des Lichts leuchtender Körper zu bestimmen. Nach Huygen's und Bouguer's erfolglosen Versuchen ist es erst dem Grafen Rumford gelungen, eine Vorkehrung zu erfinden, die genaue und richtige Bestimmungen liefert (Gren's »Neues Journ. d. Physik«, II. Bd.). Dadurch hat die Photometrie, welche einen eignen Zweig der Optik ausmacht, neue Bereicherungen erhalten. s. Lambert's »Photometria, sive de mensura et gradibus luminis« (Augsb. 1760). Ueber Ritchie's neuen Photometer s. die »Philosoph. transact.« (1825), »Hesperus« (1826, Nr. 140). Die Einrichtung desselben gründet sich zum Theil auf die Voraussetzung, daß Licht und Wärme nicht wesentlich verschieden, sondern nur mit einer so großen Schnelligkeit und Energie bewegte Wärme sei, daß sie die Feuchtigkeit des Auges zu durchdringen und unmittelbare Eindrücke auf die Netzhaut hervorzubringen vermag.

Phraseologie, derjenige Theil der Sprachlehre, welcher von den Redensarten (Phrasen) einer Sprache handelt. Wie jede Sprache einen eigenthümlichen Geist, eine eigenthümliche Wortfügung u. s. w. hat, so hat sie auch Redensarten, d. h. Arten des Ausdrucks, die ihr allein angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden. Diese lehrt die Phraseologie kennen. Wir-

finden sie theils mit den Wörterbüchern verbunden, theils in besondern phraseologischen Wörterbüchern enthalten.

Phrygien (Phrygia), 1) (a. Geogr.) Das Gebiet der Phrygier scheint früher den größten Theil Klein-Asiens umfaßt zu haben. Das Gebiet von Troas hieß später Klein-P., und nicht bloß Trojaner, sondern auch die Mysier und Lydier werden Phrygier genannt. Im persischen Zeitalter war P., als die mittelste und größte, von allen übrigen Provinzen Klein-Asiens umgrenzt, im N. von Paphlagonien, im O. vom Fluß Halys, Kappadokien, Lykaonien, im S. vom Tauros. Der Boden war meist eben; die Berge, Dindymos und Berekynthos, waren bes. durch den hier einheimischen Dienst der Göttermutter bekannt. Andere Berge: Kadmos, Mesogis, Olympos. Mehrere große Flüsse bewässerten das Land, der Rhyndakos, der Mäander, mit dem sich der Marsyas und der Lykos vereinte, nördlich von diesem vom Hermos; der Sagaris und der Halys flossen ins schwarze Meer. Das eigentliche P. hieß Phrygia magna (P. megale); der am Tauros liegende Theil hieß P. parorios (Gebirgs-P.), auch Paroria. Durch die Einwanderung der Galater verlor P. den nördlichsten Theil seines Anfangs, aber es dehnte sich auch schon früh bis an den Hellespont, an die Südküste der Propontis und bis zum Rhyndakosflusse aus, und dieser Theil, vom andern P. durch die Mysier getrennt, hieß P. am Hellespont (*ἡ ἐφ' Ἑλλησπόντῳ Φρυγία*), oder auch bloß P.; später beschränkt auf die Landschaft Troas, Klein-P. und endlich, unter Alexanders Nachfolgern, Klein-Mysien. Später wurde P. eingetheilt in Phrygia major, P. minor (P. am Hellespont) und P. epiktetos (das dazu erworbene), der nordwestl. Theil des eigentl. P.s um den Hermos und Dorylãon, zwischen den Armen des Olympos bis zum Flusse Thymbris. Dieser letzte Theil war in der Gewalt der Bithynier, kam aber später wieder zu P. (daher der Name).

Diese Eintheilung blieb bis in das 4. Jahrh. Um diese Zeit kam Paroria zu Pisidien, einige andere südliche Striche zu Karien, der noch übrige Theil von Groß-P. wurde nun in Phrygia salutaris (nordöstlich) und in Pacatiana oder Capatiana eingetheilt (südwestlich). Wichtige Städte: Kelänä, nach deren Verfalle Apamea, Diospolis (Laodikea, Diocäsarea), Hierapolis, Antiochia (A. ad Pisidiam), Ikonion, Gordion (Juliopolis), Pessinus, Ankyra. 2) (Gesch.) Daß die Phrygier, angeblich das älteste Volk Klein-Asiens, aber von den Briges oder Brygii stammend, schon von den ältesten Zeiten her Ackerbau getrieben haben, lehren selbst die Mythen; vorzüglich ausgezeichnet aber war ihre Viehzucht. Die feine, rabenschwarze Wolle der Schafe um Laodikea, das Haar der Ziegen von Ankyra und der Seidenhasen wurden sehr geschätzt, und diese verarbeiteten sie selbst. Ihre gewebten wie ihre gestickten Gewänder waren berühmt. Auch trieben die Einw. Handel, früher zur See, später nur durch Karavanen. Eine einheimische Gottheit der abergläubigen Phrygier war Kybele. Auch dem Sabazio (Bacchus) weiheten sie eigne Priester, Saboi, und gleich schwärmerische Feste wie der Kybele. Hiermit stimmen nicht die Nachrichten von ihrer Musik; denn Modus phrygius und hypophrygius bezeichneten bei den Griechen weichliche Tonarten. Hyagnis von Kelänä soll die Flöte und die griechische Tonweise erfunden haben. Die ganze Geschichte P.s besteht fast nur aus Mythen. Die Phrygier hielten sich selbst für das erstgeborne Volk der Erde; später hielt man sie für das dümmste. Annakos soll noch vor der Deukalionischen Fluth gelebt haben und über 300 Jahr alt geworden sein. Mit Gordios fängt ein neues königliches Geschlecht an. Midas II., Schüler des Orpheus, kam mit einer Colonie, bestehend aus mehrern Stämmen, wie Mygdones, Medobidini, Thyni, Berekynthes u. a., aus Thrakien, 90 J. vor Troja's Zerstörung, und ließ

sich am Flusse Sangarios in der Nähe von Nikäa nieder. Von diesem ersten Sitze verbreitete sich das Volk weit in das Innere von Klein-Asien. Zur Zeit des Herkules herrschte in Kelänä der grausame, aber Ackerbau liebende Lytierses. Ein Midas ist der erste Ausländer, welcher Geschenke nach Delphi schickt. Unter einem andern Midas fallen die Kymmerier ein, um 630, und verheeren das ganze Land, so daß Midas aus Verzweiflung sich selbst tödtete. Mit seinem unglücklichen Sohne Adrastos starb die königl. Familie aus, und P. ward lydische Provinz, um 640, und kam mit Lydien um 555 unter Persien, dessen Schicksale es theilte. Nach einer großen Lücke folgen mehrere Midas und Gordios.

Phryne, eine der berühmtesten Hetären Griechenlands in Athen, von deren Schönheit selbst die Richter bestochen wurden und sie von der Anklage des Atheismus frei sprachen. Sie gab auch einem Praxiteles, einem Apelles das Modell zur Venus Anadyomene. Nachdem sie durch ihre Galanterien ungeheure Summen gewonnen hatte, verehrte sie dem Tempel Jupiters eine Statue von massivem Golde mit der Unterschrift: »Von der Unmäßigkeit der Griechen.« Selbst im Alter bewarben sich dennoch um Phrynens Gunst die athenienischen Stutzer. — Nach ihr wird auch jetzt jede durch Schönheit und Witz sich auszeichnende Buhlerin eine Phryne genannt.

Phryxus, s. Argonauten, Athamas und Helle.

Phthas (Phtha, Myth.), ägyptischer Gott, hauptsächlich verehrt in Memphis, wie Kneph in Thebe. Symbolisch war er dargestellt mit dickem Bauch, großem Mund, Ohren und Augen, klein an den übrigen Theilen. In den Kosmogonien der Mysterien wird Kneph sein Vater genannt, auf dessen Befehl er die Welt geschaffen. Bei Monetho ist er die Urzeit (Kronos), bei Andern erscheint er bestimmter als Demiurg, oder Weltordner. Die Griechen nannten ihn

Hephästos (s. Vulcan), in so fern man das Feuer als wichtiges Mittel bei der Weltbildung ansah.

Phthisis, s. Schwindsucht.

Physik, Naturlehre (Physica oder Physice), 1) überhaupt Kenntniß der Natur nach ihrem ganzen Umfange; 2) insbesondere, und nach jetzigem Sprachgebrauch, Kenntniß der Gesetze, aus denen die allgemeinen Erscheinungen der Körperwelt, ihrem Zusammenhange nach, erkannt werden. In diesem Sinne aber ist sie keine abgeschlossene Wissenschaft und steht mit allen andern Wissenschaften, die unter Naturwissenschaft überhaupt als Theile befaßt werden, im nächsten Zusammenhang und kann selbst, ohne daß man diese Einsicht erlangt, nicht verstanden werden. Zunächst hat sie einen mathematischen Theil, und die ganze angewandte Mathematik, in so fern diese die Natur (nicht Zweige der menschlichen Technik, Baukunst, Artillerie, Nautik u. s. w.) zum Gegenstand hat, gehört wesentlich zu ihr; dann aber auch einen naturhistorischen Theil, obgleich sie nur die allgemeinsten Naturphänomene zu ihrem Gebiet gehörig rechnet, und namentlich die ganze organische Natur, als solche, von sich ausschließt und der Physiologie überweist. Auch überläßt sie ganze Felder der Naturkunde, die sie in allgemeiner Auffassung in ihr Gebiet zieht, die aber zu weit sind, um nicht eigne und angelegentliche Studien in Anspruch zu nehmen, eignen Wissenschaften. Hiernach sind Astronomie und Geologie von der P. ausgeschlossen. Endlich wird auch die Chemie, obgleich diese ihrer Grundlage nach es lediglich mit Kenntniß von Naturkräften zu thun hat, gewöhnlich von ihr abgesondert, obgleich es vornehmlich hier unmöglich ist, eine und die andere Wissenschaft zu studiren, oder auch als Lehre vorzutragen, ohne Wesentliches aus der andern zu entlehnen. Von der dogmatischen oder theoretischen P. wird die Experimentalphysik unterschieden, obgleich

diese von jener nur durch die Methode des Beweises verschieden ist, indem sie die Wahrheit der aufgestellten Lehrsätze innerhalb des Kreises, wo dies möglich ist, nicht demonstrativ, sondern sogleich in der Erfahrung nachweist. Sie erhöht den Reiz der Wissenschaft, indem sie dieselbe aus der Region des abstracten Denkens in das der lebendigen Erkenntniß versetzt und der Beglaubigung des Verstandes auch die der Sinne beifügt. Die gewöhnlich in den Lehrbüchern der P. zur Betrachtung kommenden Gegenstände sind: die allgemeinen Eigenschaften der Körper, die allgemeinen Kräfte, welche den Körpern im Ruhestand zukommen, die Statik fester, tropfbar=flüssiger und gasförmiger Körper, die Bewegungsgesetze der Körper nach derselben Verschiedenheit ihres Aggregatzustandes, die Lehre vom Schall und von Tönen, vom Licht und von Farben, von der Wärme, von der Elektricität und dem Magnetismus und die allgemeinsten Grundzüge der Lehre von den Himmelskörpern und der physischen Geographie und der Meteorologie. — Die P. hat im Allgemeinen in dem Verhältniß und gleichzeitig im Lauf der Zeit ihre jetzige Gestaltung gewonnen, als die Mathematik immer mehr Fortschritte gemacht hat; doch verdankt sie ihre höhere Stellung theilweise auch der schärfern und vorurtheilsfreiern Beobachtung der Natur, auf welchem Wege z. B. die Entdeckung des Elektricismus und Magnetismus in ihr neue Epochen begründen. Besonders Verdienst um sie haben, mit Uebergehung der Philosophen des Alterthums, die auch P. zu einem Hauptgegenstand ihrer Untersuchungen machten, Rog. Bacon, Bacon de Verulam, Galiläi, Kepler, Toricelli, Otto von Guericke, Athan. Kircher, Descartes, Boyle, D. Hook, Grimaldi, Botalli, Pascal, Mariotte, Picard, Huygens, Newton, Euler, s'Gravesande, Musschenbroeck, Nollet, J. F. Winkler, Franklin, Lichtenberg, Biot, Galvani, Volta, Oerstedt, Ampere u. m. A. Gute Lehrschriften der neuern P. lieferten: Gren,

Klügel, Kästner, J. Lichtenberg, G. A. Suckow, J. F. Parrot, B. Scholz, B. Bartels, auch A. Baumgartner: »Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung,« 3 Bde., Wien 1824. Die Geschichte der P. seit der Wiederherstellung der Wissenschaften stellte J. K. Fischer in 8 Bdn., Göttingen 1801—8, dar. Als Zeitschrift für sie besteht: »Journal für P.«, begründet von Gren, Halle und Leipz. 1790, und fortgesetzt unter dem Titel: »Annalen der P.«, seit 1799 von L. W. Gilbert, von 1819 an unter dem Titel: »Annalen der P. und physikalischen Chemie,« und vom Febr. 1824 an unter dem Titel: »Annalen der P. und Chemie,« von Poggendorf redigirt. Als umfassende Wörterbücher verdienen Bemerkung: »Physikalisches Wörterbuch,« herausgegeben von Gehler, n. Ausg. 1798, 4 Bde. und Supplb., und neu bearb. von Brandes, Gmelin u. s. w., 5 Bde., 1825—30, auch J. K. Fischers »Physikalisches Wörterbuch,« 10 Thle., Gött. 1796.

Physikotheologie (Phil. u. Theol., eigentlich Natur-Gotteslehre), 1) natürliche Theologie, im Gegensatz der geoffenbarten; 2) gewöhnlicher, oder im engern Sinne, diejenige Lehre von Gott, welche sich auf die Betrachtung der sichtbaren Welt gründet und von derselben, als dem Princip der natürlichen Ordnung und Vollkommenheit, zu dem Urgrund derselben aufsteigen will. Sie schließt daher von der weisen Einrichtung der Natur auf die Gottheit, als die letzte Ursache derselben, sein Wesen, seine Eigenschaften. Je nachdem sie sich auf besondere Theile der Natur bezieht und sie betrachtet, z. B. die Gestirne, die Gewitter, die Vögel, die Fische ꝛc., wird sie Astrotheologie, Brontotheologie, Ornithotheologie, Ichtyotheologie u. s. w. Sie fand in älterer Zeit fleißige Bearbeiter, verlor jedoch später durch eine richtigere Würdigung des physikotheologischen Beweises ihr Ansehn.

Physiognomie nennt man das Ansehen eines Menschen

oder sein ganzes Aeußere (besonders das Gesicht), insofern es eine natürliche und bleibende Beschaffenheit (φύσις) des Geistes ausdrückt, und Physiognomik die Kunst, aus der äußern Erscheinung des Menschen, besonders aus dem Gesicht und aus gewissen gleichförmigen Aeußerungen desselben eine bleibende Geistesbeschaffenheit zu erkennen. Daß das Innere sich in dem Aeußern nach Naturgesetzen, unter welchen beide mit einander verbunden sind, ausdrücke, ist kein Zweifel. In dem ganzen Reiche der Natur, das unsern Blicken eröffnet ist, findet Wechselwirkung zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen Geist und Materie statt, und das Band zwischen beiden ist die Form (Bildung). Die vollkommenste Wechselwirkung aber zeigt sich in den höchsten Erscheinungen der Natur, d. i. im Thierreiche. Die Formen des Thierreichs tragen verschiedene, dem lebendigen Naturforscher verständliche Charaktere. Die Kopfbildung des Wolfes, des Fuchses oder des Löwen z. B. drückt jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberische Tücke, dem Fuchse List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei, ja, man stellt diese Thiere sogar als Bilder der angezeigten Eigenschaften auf, und diese Thiersymbolik ist nicht willkührlich, sondern reicht bis in die ältesten Zeiten und ist überall verbreitet, wie der Glaube an die ursprüngliche Einheit des Geistigen und Natürlichen. Da nun insbesondere das Gesicht, als der vordere Theil des Kopfes, an welchem die edelsten Organe der Weltauffassung und Natureinwirkung sich vereinigen, diesen Ausdruck zeigt, so legt man auch den Thieren eine Physiognomie im weitern Sinne, als einen Ausdruck des Gesammtcharakters einer Thierklasse, bei. Hierauf beruheten schon Bapt. della Porta's Untersuchungen über die menschliche Physiognomie (st. 1615), welcher Thierköpfe, mit gewissen Menschengesichtern verglichen, darstellen ließ. Dieselbe Idee hat W. Tischbein späterhin weit vollen-

deter ausgeführt. Am ausdruckvollsten und ausdruckfähigsten aber ist das menschliche Gesicht, weshalb man es allein ein Antlitz, einen Spiegel der Seele nennt. Ausdrucksvoll, da der Geist, mit Freiheit und Bewußtsein ausgerüstet, sich in mannichfaltige Charaktere gestaltet und in seiner erkennbaren, allseitigen Beziehung auf die Welt mittelst des Körpers einen Reichthum bedeutungsvoller Zustände und Aeußerungen offenbaren muß; ausdrucksfähig, weil die Haut des Gesichts frei von allen Bedeckungen, welche wir bei den Thieren finden, ferner sehr zart und beweglich, das Innere auch mannichfaltig auszuprägen vermag. In dem Begriff der Physiognomie liegt aber zugleich, daß das Aeußere eine natürliche und bleibende Beschaffenheit des Geistes ausdrücke, d. h. eine solche, welche entweder auf der körperlich bedingten Anlage beruht, oder zwar auch von Freiheit abhängig, aber durch Gewohnheit unwillkührlich und fest, oder, wie man sich ausdrückt, zur andern Natur geworden ist. Denn durch Uebung des Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögens entsteht eine bestimmte Denk-, Gefühls- und Begehrungsweise. Wie der Körper die Geisteswirksamkeit bedinge, und wie diese Denk- und Sinnesweisen auf das Aeußere einwirken, ist eben so unerklärlich als die Wechselwirkung der Seele und des Körpers überhaupt; daß letztere aber, Einschränkungen und Ausnahmen abgerechnet, welche in der Natur überall vorkommen, sich einprägen und ihren bestimmten Ausdruck haben, ist nicht zu bezweifeln, und man kann sich wohl im einzelnen Falle irren, wenn man Jemanden ein kluges oder dummes Gesicht beilegt, nicht aber darin, daß es kluge und dumme Gesichter gibt, daß die Herzensgüte und die Schlechtigkeit ihren eignen stehenden Ausdruck haben ꝛc. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Sicherheit der plastischen und mimischen Kunst, sowie der allgemeinen Beurtheilung von Seiten der Beschauer bei Unterscheidung von Würde und Ge-

meinheit rc. Ferner schließt der Begriff der Physiognomie die zufälligen oder ganz physischen Veränderungen und Bewegungen aus und fodert bloß bleibende Beschaffenheiten, oder gleichförmig wiederkehrende Veränderungen und Wirkungen des Körpers, welche jenen natürlichen und bleibenden Beschaffenheiten der Seele so entsprechen, daß sie als deren Zeichen angesehen werden können. Hierher rechnet Kant in s. »Anthropologie«, in Hinsicht des Gesichts, mit Recht: 1) Die Gesichtsbildung, in deren Profil hauptsächlich das Charakteristische sich zeigt. Die Gesichtsbildung scheint aber mehr die durch körperliche Anlage bedingte Geistesart zu bezeichnen. Der Mensch kann dieser Anlage zwar entwachsen, aber ihrem Einflusse nie ganz entgehen. Dies bezeugen Blumenbach's Untersuchungen über die Physiognomien der verschiedenen Völker der Erde. Auch können, namentlich in Beziehung auf die Stirn, welche mit der Gehirnbildung in Verbindung steht und das »Menschlichste am menschlichen Haupte ist«, viele Beobachtungen Gall's hierher gezogen werden, sowie die Bemerkungen der Kunstkenner über die Werke der Bildhauerkunst und Malerei. 2) Die Gesichtszüge. 3) Mienen oder in Bewegung gesetzte Gesichtszüge, insofern sie habituelle (gleichförmig wiederkehrende) Gesichtsgeberdungen sind. Uebrigens sind auch andere Aeußerungen des Menschen charakteristisch, jedoch in verschiedenen Graden, z. B. der Gang, die Stimme und Sprache, welche mehr als Alles den Geist verstehen läßt (Phinognomik) — Schrift rc. Auf diese charakteristischen Aeußerungen gründet sich nun die Physiognomik, von welcher Kant und Mehrere behaupten, daß sie nicht zur Wissenschaft werden könne, »weil der Eigenthümer einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjects hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstan-

den werden kann; wo die Menschengestalt im Allgemeinen nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere, innere Eigenschaft des Menschen im Innern hindeuten soll, der Beurtheilung ausgesetzt wird«. Indeß läßt sich doch der Inbegriff der (jetzt noch zerstreuten) Regeln so nennen, nach welchen man die Geistesart der Menschen, oder gewisse Classen der Geistesbeschaffenheit in äußerlichen Zeichen erkennen kann, wobei freilich sichtbare Abbildungen unterstützen müssen. Die Anwendung dieser Gesetze aber wird durch die mannichfaltigen Ausnahmen sehr beschränkt und kann bei voreiligen Schlüssen leicht gehässig werden. Letzteres ist der Grund, warum die Physiognomik Lavater's so bald vergessen worden ist, obgleich sie einen Schatz von Erfahrungen und herrlichen Beiträgen zu einer Theorie der Physiognomik enthält. (Schon der Dominicaner Campanella, st. 1639, war Physiognomiker.) Verstellung der Menschen, Krankheiten und andre Umstände verändern die äußere Gestalt und lassen die verschiedenen Erfahrungen oft verwischen. Darum aber müssen auch diese Einschränkungen in einer solchen Theorie aufgeführt, und es muß in ihr die Frage beantwortet werden, welche Geistesbeschaffenheit am leichtesten sich im Aeußern offenbart und erkennen lasse. Dies sind nämlich Eigenschaften des Temperaments und die Gefühlsweise eines Menschen; weniger leicht kann auf Gesinnung und intellectuelle Beschaffenheit geschlossen werden. Sehr scharfsinnige Grundzüge einer Theorie der Physiognomik hat Joh. Jak. Wagner in s. Buche: »Ueber die Natur der Dinge« (Lpz. 1803, von S. 551 an) aufgestellt. Neuerdings hat sie J. Croff (»An attempt to establish physiognomy upon scientifical principles«, Glasgow 1817), und auch Spurzheim (»The physiognomical system«) bearbeitet.

Physiokratisches System (Staatsk.), diejenige Ansicht in der Staatshaushaltung, nach welcher das landwirthschaftliche In-

teresse für das wichtigste erachtet und daher auch dem Manufactur- und Handelsinteresse vorgezogen wird. Staatsmänner, die diese Ansicht verfolgen: **Physiokraten** (auch Oekonomisten). Es wurde als ein eigentlicher Gegenstand der Staatskunst zuerst in Frankreich von F. Quesnay, Leibarzt Ludwigs XV., aufgestellt und vornehmlich um 1757 bekannt. Doch finden sich die Grundlagen desselben schon bei Locke und andern britischen Schriftstellern. V. R. Mirabeau war besonders dessen Begünstiger; doch nahm es erst unter Ludwig XVI., als Turgot sich für dasselbe erklärte, einen höheren Aufschwung; nachher sank es wieder in Frankreich, bis zur Zeit der Nationalversammlung in der Revolutionszeit, wo es ein entschiedenes Uebergewicht bekam. In Deutschland wurden, bes. in Baden, mit dessen Einführung, wiewohl fruchtlos, Versuche gemacht. Auch Kaiser Joseph II. und Leopold, Großherzog von Toscana, später Kaiser, waren ihm geneigt. Nach diesem System ist die Erde einzige Quelle des Nationaleinkommens und öffentlichen Wohlstandes; Alles kommt auf Production aus dem Pflanzen- und Thierreiche an. Alle wirklich nutzbare Staatsbürger sind daher auch nur solche, welche den Boden bauen und benutzen und so einen Ueberfluß über das liefern, was sie selbst von ihren Erzeugnissen verbrauchen; Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker u. s. w., als unproductive Staatsbürger, vermehren nur mittelbar den allgemeinen Wohlstand. Eine nothwendige Bedingung des Wohlbefindens beider Klassen ist aber unbedingte Freiheit aller Gewerbe, ebenso völlig freie Ein- und Ausfuhr im Handel. Da aller Reichthum vom Boden ausgeht, so darf auch nur Eine Abgabe, auf den Reinertrag des Grundeigenthums basirt, Statt finden. Indessen ist dies System in seiner strengen Folgerichtigkeit nicht praktisch ausführbar, indem ja auch die Industrie selbst, das Genie und Alles, was durch Veredlung des rohen Naturprodukts dem-

selben einen höhern Werth verleiht, als Zuwachs des Nationalreichthums nicht außer Anschlag bleiben kann. Auch kann eine bloß vom Grundertrage entnommene Steuer nur in einem geschlossenen Handelsstaate ihre Rechtfertigung finden, wo der Producent seine Preise im Verhältniß der Erhöhung der Steuern steigern kann.

Physiologie (Physiologia, Naturw.), 1) die allgemeine Naturlehre; 2) bes. Naturlehre der organischen, 3) namentlich thierischen Körper; 4) im engsten und gewöhnlichsten Sinne Naturlehre des belebten menschlichen Körpers; im Gegensatz damit wird darin die Naturlehre von Thierkörpern überhaupt als vergleichende P. unterschieden. Aber auch in diesem engern Begriffe ist nicht sowohl der Bau und die Zusammenfügung des Menschenkörpers (welches Gegenstand der Anatomie ist), als das lebendige Zusammenwirken der in ihm regen Kräfte der Gegenstand derselben. Es liegt aber auf der Hand, daß ohne genaue Kenntniß des Baues des Körpers auch in den Kräfteäußerungen (Verrichtungen, wie man diese gewöhnlich bezeichnet), keine gründliche Einsicht zu erlangen sei, daher Studium der P. ohne vorheriges, oder noch besser gleichzeitiges Studium der Anatomie nicht denkbar ist. Außerdem ist aber auch Studium der Physik und Mathematik, der Chemie und der Naturgeschichte überhaupt unerläßlich, um die P. gehörig zu fassen und darin gedeihliche Fortschritte zu machen. Die Frage, ob Psychologie zur P. selbst als Theil gehöre, kann bejaht und verneint werden; ersteres in wiefern die geistigen Thätigkeiten selbst zu den Verrichtungen des lebenden Körpers gehören, ja eine der Hauptandeutungen des Lebens sind; letzteres, in wiefern der Begriff der P. sich bloß auf Kenntniß des Körpers des Menschen beschränkt, der Geist aber eine höhere Stellung als der Körper in der Natur hat. In jedem Falle aber muß ein vollendeter Physiolog immer auch ein guter Psycholog sein. Physiologische Kenntnisse werden

theils aus Beobachtungen der Vorgänge in dem lebenden Körper gewonnen, theils aber auch durch Beobachtungen und Versuche an und mit lebenden Thieren, die da, wo Humanitätsrücksichten Versuche, wodurch die Wohlfahrt oder das Leben bedroht, ja selbst vernichtet wird, wie bei Vivisectionen, an lebenden Menschen anzustellen, nicht gestatten, zur Erweiterung der Wissenschaft nicht durchaus ausgeschlossen werden können, wo dann Schlüsse nach Analogie auch zu Aufklärungen über physiologische Gegenstände führen. Aber auch Beobachtungen an kranken Menschen lassen Folgerungen zu, die für die P. Resultate geben. Gegenseitig ist aber die Pathologie selbst nur eine erweiterte P., indem sie ebenfalls über Erscheinungen des Lebens Aufschlüsse gibt, obgleich nur eines gestörten Lebens, wie sich nämlich dasselbe im Kampfe mit feindseligen Einwirkungen bis zu einem bestimmten Grade und unter gewissen Modificationen behauptet. Die Ordnung des Vortrags der P. in Lehrbüchern ist sehr von einander abweichend, je nachdem man den einen oder den andern Grundsatz als leitendes Princip dafür aufstellt. Die natürlichste Darstellung aber bleibt immer die, wobei man mit der Erzeugung des lebenden Körpers anhebt und mit dem Tode desselben beschließt, in der Lehre von der Entfaltung des Lebens aber die einfachsten Lebensphänomene den höhern und zusammengesetztern vorausgehen läßt, auch diejenigen Verrichtungen, die ihrer Natur nach in näherer Beziehung mit einander stehen, im Zusammenhange vorträgt. Ohne Anticipation von manchem Generellen, was erst später speciell zur Betrachtung kommen kann, ist aber keine Darlegung einer frühern physiologischen Lehre denkbar, weil das Leben selbst ein in sich abgeschlossenes Ganze ist, was nicht, wie dies wohl bei Körperorganen zum Behuf anatomischer Beschreibungen der Fall ist, in seine Bestandtheile zerlegt werden kann. 5) (Gesch.), die Geschichte der P. geht, wenigstens in früher Zeit, ziemlich mit der der Anatomie

parallel. Wie die frühesten Spuren der Anatomie sich unter den griechischen Philosophen vor Aristoteles finden, so beginnt auch die Geschichte der P. mit den von diesen aufgestellten Lehrsätzen. Doch bieten diese nur wenig dar, was der P. eigenthümlich angehört; nur selten gründen sie sich auf wirkliche und treue Beobachtung der Natur, wofür erst Aristoteles Bahn brach. Die erste umfassende, auf Zergliederung und Naturbeobachtung gegründete Bearbeitung verdankt die spätere Zeit Galen, welche in ihrem Wesen ganz materialistisch (indem auch die den Körper regierenden Kräfte als Erzeugnisse der Körperorgane dargestellt wurden), sich auch unter den spätern Griechen, sowie, nur weiter ausgesponnen und verunstaltet, auch unter den Arabern und Arabisten erhielt. Erst durch Theophrastus Paracelsus wurde die Galensche P. in ihren Grundfesten erschüttert, indem dieser ihr, wiewohl auf sehr schwankenden Grundlagen, eine theosophische P. entgegen setzte, die jedoch von van Helmont besser gestaltet, zugleich aber auch mit chemischen Grundsätzen in Verbindung gebracht wurde. Dieses chemisch-mystische System der P. erhielt an der von Descartes ausgehenden Philosophie einigermaßen eine Stütze; indessen entwickelte sich dadurch ein neues System, welches alle Erscheinungen des gesunden und kranken Körpers aus dem Verhalten der Säfte gegen einander, dem vermeintlichen Aufbrausen, Gähren, Niederschlagen, od. auch aus der Gestalt der kleinsten Theilchen der Säfte erklärte, das Mystische dabei aber größtentheils ausschloß. Auf diese Art entstand das, besonders durch de la Boe ausgebildete chemiatrische System, das aber bald der iatromathematischen Schule weichen mußte, nach deren physiologischem System die festen Theile des Körpers als die zunächst zu berücksichtigenden Theile betrachtet wurden. Bald fühlte man jedoch, daß dem organischen Leben etwas zum Grunde liege, was sich nicht unter mechanische, hydraulische und pneumatische Berechnungen brin-

gen läßt, und so bildeten sich die neuern dynamischen Ansichten. Unter diesen ist das physiologische System von Fr. Hofmann noch am meisten iatromathematisch. Ziemlich gleichzeitig aber trat G. E. Stahl mit seinem Systeme auf, welches der Seele die Oberherrschaft über das Leben des organischen Körpers zuerkannte. Beide Systeme wurden durch das von A. v. Haller (mit dem überhaupt für die P. eine neue Epoche anhob) aufgestellte System verdrängt, das der Kraft des belebten Körpers, insbesondere durch Aufstellung des Princips der Irritabilität und Sensibilität, mehr als dem physischen Einfluß einräumte. Es wurde von der von J. Brown aufgestellten Erregungstheorie verdrängt, in der das quantitative Verhältniß der Kräfte zur nächsten Berücksichtigung kam. Die in neuester Zeit eingetretenen Umformungen der früheren Philosophie durch Kant, Fichte und Schelling, blieben auch nicht ohne wesentlichen Einfluß auf Bildung von P. Von nun an machte sich vor Allem die Naturphilosophie geltend und hat sich auch in der Hauptsache, wiewohl mit den vielfachsten Modificationen, in den neuern Bearbeitungen der P. behauptet. Insbesondere haben sich Blumenbach, F. Darwin, Prochaska, Reil, Burdach, Gruithuisen, Magendie, G. R. und L. Ch. Treviranus, Wilbrand, J. F. Meckel u. M. um einzelne Theile derselben bleibende Verdienste erworben. — Hauptlehrschriften für die P. lieferten A. v. Haller, Blumenbach, K. Sprengel, Burdach, Tiedemann. Eine vortreffliche physiologische Zeitschrift begründete Reil durch sein »Archiv für die P.,« das 1814 anhob und nach Reils Tode, von 1815 an, von J. F. Meckel als »deutsches Archiv für P.« fortgesetzt wurde, das seit 1826 aber als »Archiv für Anatomie und P.« erschien. Seit 1824 geben auch F. Tiedemann und die Gebrüder Treviranus eine Zeitschrift für P., 4., mit Kpfrn. heraus.

Physische Geographie, oder natürliche Erdkunde, nennt

man die Kunde von der Beschaffenheit der Oberfläche u. des Innern der Erde und von den Verhältnissen, die zwischen ihr und den verschiedenen, ihre Oberfläche bewohnenden lebendigen und organischen Wesen bestehen. Sie umfaßt daher eine Beschreibung sowohl der festen Theile des Erdkörpers und ihrer Eigenschaften und Veränderungen, als auch der flüssigen Theile, des Luftkreises und der darin vorkommenden Erscheinungen und endlich der organischen Wesen, hinsichtlich ihrer geographischen Vertheilung. Erst in neuern Zeiten hat sie eine wissenschaftliche Gestalt erhalten, indem man in die große Masse merkwürdiger Beobachtungen Einheit brachte, wiewohl es in manchen Gebieten derselben noch nicht aufgehellt ist.

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, s. Botanik und Pflanzen. — **Phytonomie** ist die Pflanzenanatomie.

Piano heißt in der Musik schwach, mit schwachem, und **Pianissimo**, mit noch schwächerm Tone. Demnach sollte bei dem Vortrage der Tonstücke, insbesondere aber bei dem Vortrage der Ripienstimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Spieler und Sänger das Piano von dem gewöhnlichen forte u. pianissimo gehörig unterscheide. In Tonstücken, in welchen keine Solostimme zu begleiten ist, wie z. B. in der Symphonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingespielten Orchestern diese Regel immer zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Solostimme, sie bestehe nun in einer Sing- oder Instrumentalstimme, macht es die Schwäche derselben nothwendig, das P. noch schwächer, ja oft gleich dem Pianissimo vorzutragen, damit die Hauptstimme durch die Begleitung nicht zu sehr bedeckt werde. Seltener sind die Fälle, wo das Piano stärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß. Bei dem Wechsel des Piano und Forte ist die größte

Uebereinstimmung aller Instrumentisten erforderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen soll.

Piacenza (Piazenza, Plaisance), 1) mit Parma vereinigtes Herzogthum in Italien, zwischen dem Po und dem apenninischen Gebirge, reich an Getreide, Wein, Oel, Kastanien, Seide rc. 2) Hauptstadt desselben, am Einflusse der Trebia in den Po; Citadelle, Schloß, 2000 H. 15,000 Ew. Bisthum, Universität, Bibliotheken, Seidenzeug-, Barchent- und Leinenstrumpfwebereien, Hutfabriken, Seidenzwirnmühlen, Seiden-, Wein- und Olivenbau, Handel mit Oel, Kastanien, Seide und Wein. In der Nähe bei Salso Salzwerke.

Pianoforte (gewöhnlicher als Fortepiano) heißt das musikalische Instrument, dessen Saiten über mehrere auf dem Resonanzboden aufstehende Stege gespannt, und durch kleine bedeckte Hämmer mittelst der Tasten in Schwingung gesetzt und, wo ein Nachhallen nicht beabsichtigt wird, nach Berührung der Taste sogleich wieder (mittelst lederner Dämpfer) abgedämpft werden. Das P. hat über das Clavier den Sieg davon getragen, hauptsächlich durch Fülle, Stärke und Dauer des Tons. Die Stärke des Tons hat man auch dadurch vermehrt, daß man die Zahl der Saiten für jeden Ton vermehrt hat. Gewöhnlich sind jetzt die P.s dreichörig, d. h. für jeden Ton sind drei Saiten vorhanden. Die Hämmerchen schlagen gewöhnlich von unten an die Saiten; neuerdings aber hat man in Wien auch Instrumente unter dem Namen Kapotasten gebaut, bei welchen die Hämmer von oben auf die Saiten fallen, und diese Instrumente haben einen noch stärkern Ton. Theils eine Veränderung, theils eine Verlängerung des Tons wird hervorgebracht durch die Züge, doch pflegt man jetzt nur wenige anzubringen. Die wesentlichen sind: 1) der Zug, durch welchen die Dämpfer gehoben werden. Er wird oft zum fortissimo gemißbraucht, und um den Mangel an Präcision im Spiel zu ver-

stecken. Man bezeichnet ihn in den Compositionen gewöhnlich durch Ped. (Pedale) oder ⊕, und die Weglassung oder das Fallenlassen der Dämpfer durch einen Stern. 2) Der Pianozug und 3) die Verschiebung, Verrückung, auch bezeichnet durch: a una chorda, weil hier der Hammer nur eine Saite berührt, was einen sehr schwermüthigen Ton hervorbringt. Früherhin vertrat das Clavichord (Clavier) und der Flügel die Stelle des P., mit welchem es den Vorzug theilt, daß ein einziger Spieler auf demselben eine volle Harmonie hervorbringen und die schnellsten und schwierigsten Tonfolgen durch eine leichte Mechanik ausführen kann; weshalb auch diese Instrumente das Studium der Harmonie ungemein erleichtern. Dem Clavier steht es in dem einzigen Punkte nach, daß bei diesem der Anschlag der Finger auf die Bildung des Tons größern Einfluß hat; während die Töne bei dem P. gleichsam fertig und bereit liegen. — Die Gestalt der P.s betreffend, so sind die gewöhnlichsten tafelförmige, welche gewöhnlich schwächer im Tone sind, und flügelförmige; letztere sind wieder lange Flügel und Stutze. Den langen Flügeln wird als Concertinstrumenten der größte Umfang und die größte Stärke gegeben. Der gewöhnliche Tonumfang der jetzigen P.s ist 6 Octaven von dem tiefen Contra-F ausgehend. Man hat auch Instrumente in aufrechtstehender Form gebaut, z. B. Dietanaklasis, welche aber weniger im Gebrauche sind. Erfunden wurde das Pianoforte von Chr. Gottlieb Schröder aus Hohenstein in Sachsen, geb. im Anfange des 18. Jahrh. (gegen 1717 in Dresden). Freilich aber erhielt es erst allmälig durch Verbesserungen den Grad der Vollkommenheit, durch welche es in allen musikalischen Unterhaltungen eine so bedeutende Rolle spielt. An Stärke und Festigkeit zeichnen sich die englischen Instrumente vor allen aus, sie sind aber auch schwerer zu behandeln und sehr kostbar. Unter den deutschen Fortepianos gibt man noch immer den wiener Instrumenten

den Vorzug. Die besten Meister sind jetzt Stein, Streicher, Lesche, Anton u. Konrad Graf, Beyer, Seidler, Fritz, Lauterer. Leichtigkeit, Präcision und Gesang zeichnen diese Instrumente aus. Doch gibt es auch an andern Orten gute Pianofortebauer, z. B. Küsting in Berlin, Stange und Rosenkranz in Dresden, Groß und Trentlin in Leipzig u. s. w.

Pianoforteschule, so nennt man die schriftlichen Anleitungen das Pianoforte zu spielen. Die berühmtesten Werke dieser Gattung sind die Löhlein'sche Pianoforteschule, nachher durch A. E. Müller und zuletzt (in der 8. Ausg.) von C. Czerny (Leipzig bei Peters) herausgegeben; ferner Adam's Pianoforteschule des Conservatoriums zu Paris, und Cramer's Werke dieser Gattung. 1828 hat auch Hummel eine ausführliche Pianoforteschule herausgeben.

Piaristen (Väter frommer Schulen, Clerici regulares scholarum piarum [daher der Name]), geistlicher Orden von dem Spanier Joseph Calasanza zu Anfang des 17. Jahrh. gestiftet, zunächst zur Beförderung des Erziehungsgeschäfts in den niedern Schulen zu Rom bestimmt; wurde 1621 vom Papste bestätigt, nach des Stifters Tode (1648) noch auf andere Gegenden, Italien, Deutschland, Polen, ausgedehnt und erhielt 1690 die Privilegien der Bettelorden. Sie leisten außer den 3 Mönchsgelübden ein 4., unentgeltlich öffentlichen Unterricht zu ertheilen. Sie sind regulirte Weltgeistliche und ähneln in der Tracht den Jesuiten, deren Nebenbuhler sie, wegen des Zwecks beider, zum Besten der Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, immer waren; doch blieben sie von dem Vorwurfe der Herrschsucht u. der Einmischung in politische Händel frei. Hauptsächlich haben sie sich in Oesterreich ausgebreitet und leiten dort noch jetzt einen Theil der Unterrichtsanstalten; jedoch ist dort ihre Ordens-

verfassung, in soweit sie den öffentlichen Unterricht betrifft, den Staatszwecken angepaßt worden.

Piaster, eine span. Silbermünze, welche 8 Silberrealen (daher er auch Peso de a ocho, Stück von achten heißt) oder etwas mehr als einen deutschen Conventionsthaler (1⅓ Thlr.) gilt. Zuerst wurde sie bloß in Spanien, jetzt aber auch in andern Ländern Europa's, namentlich in Italien, geschlagen. Auch gibt es türkische Piaster, welche etwa 4 Gr. gelten.

Piatoli (Scipio), kais. russ. Staatsrath, geb. zu Florenz um das J. 1750, wo sein Bruder als Galerieinspector lebte, war anfangs Capuziner in einem Kloster bei Florenz, Hauskaplan beim Grafen Marchisio, dem ersten Minister des Herzogs von Modena, dessen Bibliothek sowie die großherzogliche er zu seiner Bildung fleißig benutzte. Hier lernte ihn die reiche Fürstin Lubomirska kennen, und bewog ihn, als Lehrer ihres Pflegesohns, des jetzigen Fürsten Lubomirski, und als Gesellschafter sie auf ihren Reisen zu begleiten. In Warschau wurde der geistvolle P. dem König Stanislaus bekannt, der ihn zu seinem Vorleser wählte u. ihm bald sein volles Vertrauen schenkte, sodaß P. über des Königs Schlafgemach wohnte und zu jeder Stunde zu ihm kommen durfte. Dadurch trat er mit den gebildetsten, edelsten Polen in nähere Verbindung. Seine Studien wandten sich jetzt von der alten und neuen classischen Literatur zur Staatswissenschaft und namentlich zur Landes- und Staatskunde von Polen. Es war die Zeit von 1790, wo politische Organisationsideen die besten Köpfe lebhaft beschäftigten. Damals entwarf P. zugleich mit Kolontay und Ignaz Potocki die Constitution vom 3. Mai 1791. Nach dem Umsturze derselben und nach der zweiten Theilung Polens reis'te P. mit Stanislaus Potocki 1794 nach Karlsbad. Hier wurden beide als politisch verdächtig verhaftet und nach Theresienstadt geführt.

Bald darauf kam Graf Stanislaus in Freiheit, P. aber mußte in Prag unter Aufsicht leben. Erst 1800 erhielt er auf die Bürgschaft der verwitweten Herzogin von Kurland und gegen das Versprechen, nie etwas über Polen zu schreiben, die Erlaubniß, Böhmen zu verlassen. Er lebte seidem meistens zu Löbichau und Berlin in dem Hause der Herzogin und war mit der Unterweisung der jüngsten Prinzessin Dorothea, jetzt verm. Herzogin von Dino, beauftragt. 1805 reis'te er mit dem Geh.-Rathe Göckingk, dem Vormunde der Prinzessinnen von Kurland, nach Petersburg, um deren Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Dort erhielten Beide den Auftrag, für die Gesetzgebungscommission thätig zu sein, und P. den Titel eines kaiserlichen Staatsraths. Auch die Herzogin kam in den Angelegenheiten ihrer Töchter nach Petersburg. P. begleitete sie zurück und vermählte sich in Kurland 1806 mit ihrer Hofdame, einem Fräulein von Vittinghoff. Er lebte hierauf in Altenburg, wo er 1809 gestorben ist. Seine Witwe, die seine einzige Erbin war, verkaufte seine an classischen Werken reiche Bibliothek gegen eine Leibrente an die Herzogin von Kurland, welche sie mit der Bibliothek im Schlosse zu Löbichau vereinigte. Eine beträchtliche Kartensammlung kaufte der Fürst Adam Czartoriski, der Sohn. P.s Handschriften sind verloren. Unter diesen fanden sich Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Juvenal, welche den auch humanistisch gründlich gebildeten Mann in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte.

Piazzi (Giuseppe), Generaldirector der Sternwarten zu Neapel und Palermo, Mitgl. der Akademien von Neapel, Turin, Göttingen, Berlin, Petersburg, corresp. Mitgl. des franz. Instituts der königlichen Gesellschaft der Wissensch. zu London und der mailänder Akademie, geb. zu Ponte (Veltlin) am 16. Juli 1746. Er trat 1764 zu Mailand in den Orden der Theatiner, wurde 1770 als Pro-

fessor der Mathematik an der neuerrichteten Universität zu Malta berufen, kehrte aber nach Aufhebung der Universität nach Rom zurück; von da ging er nach Ravenna, ward Director des Adelscollegiums, darauf Prediger in Cremona, hierauf Professor der Dogmatik an dem Institut St. Andrea de Valla zu Rom. 1780 erhielt er eine Lehrstelle der Mathematik zu Palermo; auf seine Veranlassung wurde hier eine Sternwarte angelegt; für den Ankauf von Instrumenten unternahm er eine Reise nach England und Frankreich. Auf dieser Sternwarte, die 1789 gebaut wurde, stellte er mehrere Beobachtungen an, unternahm auch ein Sternverzeichniß und widmete den ersten, 6784 Sterne enthaltenden Katalog dem Institut zu Paris; ein zweites 1814 vollendetes Sternverzeichniß enthält 7646 Sterne. Am merkwürdigsten aber ist seine Entdeckung des Planeten Ceres 1801. Auch machte er sich um Verbesserung des Maßes und Gewichts von Sicilien verdient. 1817 wurde er nach Neapel berufen, um den Plan des neuen Observatoriums daselbst zu prüfen. In seinen letzten Lebensjahren widmete er sich besonders der Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in Sicilien; st. 1826. Er hinterließ mehrere Schriften.

Picard (Louis Benoit), einer der fruchtbarsten und geistreichsten der jetzt lebenden franz. Lustspieldichter und Mitglied der franz. Akademie, wurde 1769 zu Paris geboren. Er war anfangs bestimmt zu studiren, trat aber gegen den Willen seines Vaters, 18 Jahr alt, zu Paris auf dem Theater des marais auf und debütirte in der Rolle des Tartüffe, worin er aber wenig Glück machte. Besser gelang ihm der Ormond. Später fand er in Bedientenrollen mehr Beifall und wurde endlich einer der besten Komiker Frankreichs. Als Schriftsteltrat er um selbige Zeit hervor. Schon auf dem Gymnasium hatte er einen Roman geschrieben, dann schrieb er 11 Stücke fürs Theater, die aber sämmtlich von den Directionen zurückgewiesen wurden, bis

endlich: »le badinage dangereux« Aufführung fand, gefiel und P. ermuthigte, einer der besten Theaterdichter für das Lustspiel zu werden. Nachdem die »Visitandines« bei dem Theater français aufgeführt worden waren, trat er in dasselbe, ward aber 1800 Director des Theaters Louvois, welches bald nach dem Odeon verlegt ward. Hier excellirte er als Director, Dichter und Schauspieler. 1807, wo er in die zweite Klasse des Instituts berufen ward, entsagte er der Bühne, erhielt bald darauf die Direction der großen Oper, übernahm 1816 das Theater des Odeons wieder, flüchtete nach dem Brande desselben in den Saal Favart und trat endlich für immer vom Theater ab. Er starb 1828. Sein Talent als Lustspieldichter ist allgemein anerkannt. Er schrieb 100 Stücke, von denen die besten gesammelt in 6 Bdn., Paris 1821, erschienen. Auch verfaßte er mehrere Romane.

Picart (Bernard), Zeichner und Kupferstecher, geb. 1663 in Paris, studirte unter Sebastian Leclerc Perspective und Architektur. In der Composition war van Schuppen sein Vorbild. Vorzüglich groß war seine Gewandtheit in der Nachahmung der Manier anderer Meister und s. Rembrandt, Guido Reni u. A. nachgebildeten Arbeiten täuschten oft die gründlichsten Kenner. Zu dem Besten, was er lieferte gehören die Bildnisse von seinem Vater, von Roger de Pilar und vom Prinzen Eugen; ferner sein Kindermord und die Poussin und Lesueur nachgestochene Darstellung der Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt, desgleichen eines arkadischen Schäfers, der Kalliope und Terpsychore. Am bekanntesten wurde er aber durch die trefflich gearbeiteten Kupfer zu dem in Amsterdam von 1723—43 in 11 Bdn., Fol., erscheinenden »Traité des cérémonies religieuses de toutes les nations.« (Die Kupfer zu einer in Paris später herausgekommenen neuen Aufl. dieses Werks sind bei weitem weniger schön.) Im Ganzen sind P.s Figuren sauber und elegant und meist mit viel Geist ge=

zeichnet; dem Ausdruck der Köpfe schadete er aber oft durch zu viele Punkte und seine Gewänder sind zuweilen steif. Er starb 1733 in einem Alter von 60 Jahren zu Amsterdam.

Piccini (Nicolo), geb. 1728 zu Bari in Neapel. Sein Vater, welcher ihn dem geistlichen Stande gewidmet hatte, fand sich durch dessen entschiedenes Talent für Musik bewogen, ihn dieser Kunst zu widmen und brachte ihn in dieser Absicht in das Conservatorium St. Onofrio nach Neapel. Er wurde hier einem Unterlehrer übergeben, dessen trockene Lehrmethode ihm aber nicht zusagte, und er fing deswegen an, sich seinem Talent zu überlassen, und componirte ohne alle Anweisung eine Menge Musik, worunter sogar eine Missa. Leo, der damals diesem Institute vorstand, erfuhr dies und beschämte P. durch die Aufführung seiner Missa, aber übernahm auch seinen Unterricht, und eben dasselbe that Durande, der nach Leo's Tode die Leitung des Instituts bekam. 1754 trat P. nach 12jährigen Studien aus dem Conservatorium und brachte, unter dem Schutze des Prinzen von Vintimilly, in Florenz seine erste Oper: »le donne dispettose,« mit allgemeinem Beifall auf die Bühne. Dieser Oper folgten bald eine Menge anderer, und sein Ruf verbreitete sich bald durch ganz Italien, wo er vorzugsweise für Neapel und Rom arbeitete. Der König von Frankreich hatte ihn früher schon eingeladen, nach Paris zu kommen, aber P. folgte erst dem Rufe Ludwigs XVI. und ging mit seiner Familie (seine Gattin war eine vortreffliche Sängerin) 1776 dahin ab. Trotz der Unbekanntschaft mit der französischen Sprache, den Intriguen und der Rivalität Gluck's brachte ihm seine Oper »Roland« einen vollständigen Triumph zuwege und theilte die Musikliebhaber in Gluckisten und Piccinisten in Frankreich. Seine Opern brachten ihm viel Geld ein, und zugleich war er Director der Singschule am Conservatorium. Alles dieses aber verlor er durch die 1789 ausgebrochene

Revolution und sah sich genöthigt, 1791 nach Neapel zurückzukehren. Obgleich seine Lage einige Zeit sehr günstig war, fiel er bald durch seine Anhänglichkeit an die Franzosen in Ungnade und wurde 4 Jahre lang unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Während dieser Zeit schrieb er vorzüglich Kirchenmusik und mußte nebst seiner Familie in sehr gedrückten Verhältnissen leben. Endlich erhielt er 1798 die Erlaubniß nach Venedig zu gehen, die er aber zur Rückkehr nach Paris benutzte. Obwohl dort sehr schmeichelhaft aufgenommen, wurden ihm zum Theil seine Hoffnungen auf eine gute Anstellung vereitelt, und P. starb zu Passy, wohin er sich der gesündern Luft wegen gewendet hatte, einige Tage vorher, ehe seine Ernennung als Inspector des Conservatoriums bekannt wurde. Monsigny, sein Nachfolger, theilte aber den Gehalt mit P.s hinterlassener Familie. P.s Styl war feurig und glänzend und dabei voll lieblicher u. zarter Melodie. Er soll gegen 130 Opern und überhaupt gegen 300 Musikstücke aller Art geschrieben haben.

Piccolomini, gehört unter die ältesten und berühmtesten Geschlechter Italiens. 1) Äneas Sylvius Bartholomäus P., der unter dem N. Pius II. 1458 den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war einer der gelehrtesten Päpste (er schrieb das Leben Kaiser Friedrichs III. und eine Geschichte Böhmens, und war ein glücklicher lat. Dichter) und für sein Zeitalter ein sehr wichtiger Mann, der als Secretair auf dem baseler Concilium die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigte, als Papst aber alle seine vorher zur Schmälerung des päpstlichen Ansehens gethane Aeußerungen widerrief. Sein wichtigster Plan, eine allgemeine Verbindung der europäischen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so sehr verfolgte, daß er sogar einige von ihm zusammengebrachte Truppen in eigner Person anführen wollte, wurde durch seinen Tod (1464) vereitelt. 2) Octavio P. erwarb sich durch seine Verdienste die Würde eines deutschen

Reichsfürsten. Er war 1599 geb. und trat sehr jung in Kriegsdienste. Nachdem er in Mailand unter den spanischen Truppen gedient hatte, kam er mit einem Regimente, das der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland. In der Schlacht bei Lützen soll er das Reiterregiment, auf welches Gustav Adolph im Getümmel der Schlacht stieß und durch das er fiel, befehligt haben. 1634 ward er von Wallenstein, der sich gegen seinen eigenen Kaiser wendete, zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt, mit dem Auftrage, die salzburgischen Pässe zu besetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu versperren, und der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebenen Obersten abzusetzen. Aber P. und mehrere Generale, die Wallenstein's Vertrauen besaßen, gaben von seinen Plänen dem Kaiser Nachricht, ja P. ging heimlich selbst nach Wien, und erhielt nebst Gallas, Altringer, Maradas, den Befehl, den Herzog von Friedland todt oder lebendig zu fangen. Dies geschah durch verrätherische List. Dafür bekam er nach Wallenstein's Tode auch von dessen Gütern einen Theil. Nach der Schlacht bei Nördlingen (7. Sept. 1634), in welcher die Schweden auf einige Zeit sehr geschwächt worden waren, drang er mit Isolani durch Würtemberg bis über den Main. 1635 ward er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzosen zu Hülfe geschickt und befreite die Niederlande von den Franzosen. Darauf kämpfte er gegen die Holländer weniger glücklich. Seine ferneren glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, besonders die Eroberung von Höxter 1640, die Gefangennehmung des schwed. Obersten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz, 1641, nach einem 4tägigen Kampfe, der Entsatz der Stadt Freiberg in Sachsen, welche die Schweden einige Monate belagert hatten (1643), bewogen den König von Spanien, Philipp IV., sich ihn von dem Kaiser zum

Feldherrn zu erbitten. Er war auch als spanischer General gegen die Franzosen und Holländer in den Niederlanden glücklich und erhielt den Orden des goldenen Vließes. Als aber 1648 die Schweden siegreich vordrangen, wurde P. zurückberufen und zum Marschall ernannt. Der noch in dems. Jahre abgeschlossene westphälische Friede setzte jedoch seinen Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen ward er 1649 als kaiserlicher Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg gesendet, welcher die Vollstreckung des Friedens zum Zwecke hatte, u. darauf zur Belohnung s. Thaten, ungeachtet mehrerer Hindernisse, in den Reichsfürstenstand erhoben, sowie ihm schon vorher der König von Spanien das von seinen Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi wieder ertheilt hatte. P. starb 1656 zu Wien. Seinen Feldherrnruhm verdunkelt s. grausamer Befehl gegen die 1640 gefangenen Hessen und Lüneburger. Da er kinderlos war, so folgten ihm die Nachkommen s. Bruders Aeneas in s. Gütern und nahmen auf der Herrschaft Nachod in Böhmen ihren Sitz.

Pichegru (Charles), geb. 1761 zu Arbois in der Franche-Comté; trat hier in die Minoritenschule als Schüler ein und zeichnete sich bald so aus, daß er als Lehrer der Mathematik an das große Collegium zu Brienne kam. Er trug zwar das Ordenskleid, empfing aber nie die Weihen. In Brienne gab er auch an der Militairschule einige Stunden, und Napoleon befand sich unter seinen Schülern. Bald war er aber dieses subalternen Postens müde und trat als Soldat ins 1. Artillerieregiment. Als Sergeant machte er die letzten Feldzüge des amerikan. Krieges mit und kehrte als Adjutant Sousofficier zurück. Beim Ausbruch der Revolution, die er mit Begeisterung ergriff, erhielt er als Präsident eines politischen Clubbs das Commando des Bataillons Nationalgarde vom Gard, und nachdem er sein Bataillon disciplinirt hatte, führte er es zur Rheinarmee, wo er 1792

in den Generalstab, kam und Brigadegeneral u. 1793 Divisionsgeneral ward. Er wagte es, unabgeschreckt von dem Beispiele Biron's, Houchard's und Custine's, die hingerichtet worden waren, im October 1793 das Commando über die Rheinarmee anzunehmen, hielt die Oesterreicher, die bereits früher die Linien von Weißenburg genommen hatten, glücklich auf, aber dennoch erhielt Hoche durch die Protection von St. Just das Commando über die vereinte Rhein- und Moselarmee. Als sich aber St. Just mit Hoche überwarf, bekam P. im Febr. 1794 den Oberbefehl, und Hoche ward hingerichtet. P. zeigte sich als wüthenden Jakobiner, aber auch als guten General. Seine ersten vom Convent befohlenen Angriffe auf die Front des Feindes bei Landrecies mißlangen, bald machte er sie aber durch Angriffe auf die Flanke des Feindes in Westflandern wieder gut, wo er im April 1794 bei Courtray, Menin und Montcastel siegte. Er zog die Oesterreicher so von dem Hauptpunkte des Angriffs ab, überwand sie nach mehreren Gefechten den 18. Mai bei Courtray, im Junius bei Rouselaer und Hoogleede und eroberte so, von der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan unterstützt, ganz Belgien bis an die Maas, ging im Winter von 1794 auf 1795 über die gefrornen Flüsse Hollands und nahm die Festungen dieses Landes und Amsterdam fast ohne Gegenwehr. Unterdessen waren s. Freunde, die Jakobiner, in Paris gestürzt worden; klug wendete er sich aber zur neuen Partei, und diese bestätigte den Sieger im speciellen Commando der Rhein- u. Moselarmee und im Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maasarmee. Um sich in der Gunst der neuen Machthaber zu befestigen, ging er im März 1795 nach Paris, bekämpfte hier die letzten Anstrengungen der Terroristenpartei, indem er den Volksaufstand der Vorstädte unterdrückte. Hier nahmen aber zugleich seine Ideen eine für ihn Unheil bringende Richtung; denn in dem Glauben, die Wiedereinsetzung der

Bourbons sei das Heilsamste für Frankreich, ließ er sich, bei der Rheinarmee wieder angelangt, mit Fauche-Borel, dem Agenten der Bourbons, in Unterhandlungen ein, welcher ihm im Namen des Prinzen Condé große Versprechungen (das Gouvernement Elsaß, das Schloß Chambord, 1,000,000 Franken baar, 300,000 Franken Renten, Arbois, das den Namen Pichegru annehmen sollte, als Eigenthum, 12 Kanonen und das rothe Band des Ludwigsordens) machte, wenn er Frankreich unter die Herrschaft der Bourbons zurückführte. Während dieser Unterhandlungen ward P. durch Befehle seiner Regierung genöthigt, bei Mannheim über den Rhein zu gehen, verfuhr aber hierbei so gegen seinen Vortheil, und schonte den Feind so auffallend, daß er die Liebe der Armee verlor, und die Regierung fühlte sich, zumal da sie eben damals von dem projectirten Verrath P.s durch einen Emigrirten unterrichtet worden war, bewogen, ihn sogleich vom Commando abzurufen. P. lebte nun, da er einen ihm angetragenen Gesandtschaftsposten nach Schweden ausschlug, in ländlicher Stille im ehemal. Kloster Belleveaux bei Arbois, wo man ihn auch seiner frühern Verdienste und seines Anhangs wegen in Ruhe ließ. 1797 wählte ihn sein Departement zum Repräsentanten; so kam er wieder nach Paris, ward hier Präsident im Rathe der 500 und hätte neuerdings Frankreich nützen können, wenn ihn nicht die Idee mit den Bourbons verfolgt und abermals zu verrätherischen Schritten und an die Spitze der Partei Clichy zu treten verleitet hätte. Jetzt glaubte endlich das Directorium, keine Nachsicht mehr üben zu dürfen; er ward am 4. September verhaftet, überwiesen und mit 20 Mitschuldigen zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Von hier rette P. sich mit 7 Gefährten auf einem leichten Kahne nach Paramaribo, von wo er nach England kam u. sich von nun an offen als Anhänger der Bourbons zeigte. Er schloß sich nun an das österreichisch-russische Heer unter Korsakow

an, kehrte aber, als dies geschlagen wurde, nach England zurück. Nun ließ er sich in eine Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls ein. Durch den Capitain Wright nach Frankreich, 1804, übergesetzt, knüpfte P. hier Verbindungen mit Moreau an, aber Fouché kam der Sache auf die Spur; Georges Cadoudal wurde verhaftet, wenige Tage darauf (28. Febr. 1804) P. ebenfalls und der Proceß gegen die sämmtlichen Verschwornen (Moreau mit inbegriffen) eingeleitet. Ehe die Sache jedoch noch zur Entscheidung kam, fand man P. eines Morgens (5. April) in seinem Gefängnisse im Tempel erwürgt. Mehrmals hat man diesen Tod Napoleon zur Last legen wollen, doch ist, abgerechnet daß dieser zu klug war, um ein solch nutzloses Verbrechen zu begehen, da P. hinreichend durch Beweise und sein eignes Geständniß überführt war, in späterer Zeit auch durch mehrfache Verhandlungen das Unstatthafte dieser Behauptung völlig erwiesen worden, und eben so des von den Emigranten verbreiteten Gerüchts, als habe ihn Napoleon in seinem Kerker, Geständnisse zu erpressen, foltern lassen, denn gleich nach dem Tode von P. wurde dessen Leiche öffentlich ausgestellt, und Niemand fand Spuren einer solchen Behandlung an derselben. Nach der Restauration des Königthums ließen die Bourbons diesem ihren Verfechter Bildsäulen an mehreren Orten errichten, die jedoch nach der abermaligen Vertreibung dieser Dynastie wieder umgestürzt worden sind. In seinem Privatcharakter war P. sehr achtungswerth; Tapferkeit, Uneigennützigkeit und Menschlichkeit waren die Züge, die ihn besonders ehrten.

Pichler, 1) (Joh. Anton), geb. 1700 zu Brixen in Tyrol; Steinschneider, welcher diese seit der Zeit des Alterthums ganz gesunkene Kunst wieder zu großer Vollkommenheit brachte; lebte in Neapel und dann zu Rom, wo er 1779 st. 2) (Johann von), des Vorigen Sohn, geb. zu Neapel 1734; übertraf seinen Vater noch in seiner

Kunst und brachte dieselbe zu solcher Vollkommenheit, daß ihm Keiner der neuern Zeit hierin gleich kam. Zugleich war er auch ein ausgezeichneter Pastellmaler. Joseph II. erhob ihn in den Adelstand und ernannte ihn zum Hofgraveur. Er st. 1791 in Rom. 3) (Anton) und 4) (Johann), Stiefbrüder des Vorigen, zu Rom und Wien, ebenfalls geschickte Steinschneider. 5) (Johann Peter), geb. 1765 zu Botzen; ein trefflicher Kupferstecher und ausgezeichneter Meister in der Schabekunst, dessen Arbeiten in diesem Fache den besten englischen gleichgeschätzt werden; st. 1793. 6) (Caroline von), geb. zu Wien 1769, eine Tochter des Hofraths Franz v. Greiner, verheirathete sich 1796 mit dem Regierungsrathe v. P. Durch den täglichen Umgang mit Haschka, Alxinger, Denis, Mastalier, Ratschky und andern geistreichen Dichtern Oesterreichs wurde P. schon in früher Jugend mit den vorzüglichsten Erscheinungen der schönen Literatur bekannt. Erst in spätern Jahren trat sie indessen selbst als Schriftstellerin mit: »Gleichnisse,« Wien 1799, auf. Besonders auf die Bildung des schönen Geschlechts gewann sie, die auch im Privatleben als ein Muster der Weiblichkeit galt, einen großen Einfluß, seitdem sie fast jedes Jahr einen Roman oder eine Erzählung lieferte. Ihr »Agathokles,« Wien 1808, ward ins Französische, Englische, Ungarische und Böhmische übertragen. Eine interessante Anwendung der redenden und bildenden Kunst auf vaterländische Gegenstände machte sie in ihrem, aus dem Französischen der Frau von Montolieu übersetzten Roman: »die Grafen Hohenberg,« 2 Bde., Leipzig 1811, 2. Aufl. ebend. 1814, und in dem histor. Schauspiel: »Ferdinand II., König von Ungarn u. Böhmen,« ebend. 1816. Eine ähnliche Tendenz hat ihr 1824 erschienener Roman: »die Belagerung Wien's von 1683.« Den Beifall, den die »Frauenwürde,« 4 Bde., Wien 1808, »die Nebenbuhler,« 2 Bde., ebend. 1821, und andere ihrer Romane fanden, ver-

dienten sie durch die edle Ruhe u. Würde der Darstellung, sowie durch den anziehenden und lehrreich bedeutenden Stoff. Von ihren sämmtlichen Werken sind zu Wien 24 Bde., 1811—20, erschienen. Eine neue Aufl., ebend. 1820—1823, umfaßt 26 Bde. Ihr neuester Roman: »Friedrich der Streitbare,« 4 Bde., 1831, bildet den 41—44. der sämmtl. Werke.

Pickelhäring, s. Hanswurst.

Pictet (Markus August), Naturforscher, geb. 1752 zu Genf, aus alter, angesehener Familie; studirte Rechtswissenschaft, ward Rechtsanwalt, ergab sich aber aus besonderer Neigung dem Studium der Naturwissenschaften, erwarb sich auch daher die Freundschaft des Astronom Mallet und des Geologen Saussure, welchen letztern P. auf einer Alpenreise begleitete und beide in ihren Arbeiten kräftig unterstützte, 1786 folgte er Saussure in dessen Professur. In den politischen Stürmen, die Genf betrafen, erhielt er sich gleiche allgemeine Achtung, verlor aber sein Vermögen, was seiner Thätigkeit eine mehr literarische Richtung gab. 1796 begründete er mit seinem Bruder Karl P. de Rochemont und mit Maurice die Herausgabe der »Bibliothèque britannique« (seit 1816 »Bibl. universelle«). Dies Unternehmen bezweckte die Bekanntmachung und Verbreitung aller in England gemachten wichtigen Entdeckungen und herausgekommenen Werke und war bei der damaligen Hemmung des Verkehrs zwischen dem festen Lande und England nicht ohne Nutzen für die Wissenschaften, da Mehreres einzig dadurch bei uns früher, als es sonst möglich gewesen wäre, bekannt wurde. 1798 unterhandelte P. zu Gunsten seiner Vaterstadt mit der französ. Republik und erhielt für Genf besonders freie Uebung des Religionscultus, sowie die eigne Verwaltung der öffentlichen Anstalten des ererbten Gemeingutes. 1802 ward er Mitglied des Tribunals, später einer der fünf Aufseher der kaiserlichen

Universität. Nach der Restauration kehrte er in die Privatverhältnisse zurück und lebte mit dauerndem Eifer den Wissenschaften, vorzüglich dem Studium der Meteorologie, machte auch zur Errichtung eigner Observation auf den höchsten europäischen Gebirgen den Anfang damit auf dem Hospiz des großen St. Bernhard und unternahm bedeutende Verbesserungen des genfer Observatoriums. Bis an sein Ende ausgezeichnet thätig als Astronom, Mineralog und Physiker st. er 1825 zu Genf. Sein sehr bedeutendes Cabinet der Experimentalphysik kaufte die Stadtverwaltung von Genf für das dasige Museum. 2) (Karl P. de Rochemont), geb. 1755 zu Genf; ward in dem Seminar zu Haldenstein bei Chur erzogen; trat 1775 in das fanzösische Schweizerregiment von Diezbach, 1785 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, heirathete die Tochter des Staatsraths de Rochemont, dessen Familiennamen er nun führte, bereis'te mit seinem Bruder (s. d. Vor.) England. 1789 wurde ihm die Reorganisation der genfer Miliz übertragen; 1790 bekleidete er ein Polizeirichteramt. 1794 flüchtete er mit seiner Familie nach dem Waadtland, kehrte aber nach wiederhergestellter Ruhe wieder nach Genf zurück. Während der französ. Herrschaft blieb er ohne öffentliche Anstellung und befand sich 1813 mit als Abgeordneter Genfs bei den verbündeten Monarchen in Basel, in welcher Eigenschaft er 1814 in Paris u. beim wiener Congreß war. 1815 ward er Gesandter und bevollmächtigter Minister der Eidgenossenschaft in Paris und Sardinien und nach seiner Rückkehr in Genf Repräsentantenrath und Staatsrath, zog sich indeß nach vollendeter Organisation Genfs auf sein Gut Lancy zurück, um sich seinem Lieblingsstudium, der Landwirthschaft, zu widmen. Hier besorgte er die landwirthschaftliche Abtheilung der oben erwähnten »Bibliothèque britannique,« errichtete mit Fellenberg landwirthschaftliche Armenschulen und bestimmte auch das ihm von Genf gemachte ansehn-

liche Geschenk für Errichtung von Lancasterschulen; st. 1824 zu Genf. Schriften: »Tableau des Etats-Unis d'Amérique,« Paris 1795; la Suisse dans l'intérêts de l'Europe,« 1821 (anfänglich dem General Jomini zugeschrieben, »Vertheidigung des Neutralitätssystems der Schweiz gegen die Beschuldigungen, die der General Sebastiani in den franz. Kammern erhoben hatte;« deutsch: »die Schweiz aus dem europäischen Gesichtspunkte,« Tübingen 1821). Der Bericht über Hofwyl, welchen der Graf Capo d'Istria dem Kaiser Alexander überreichte und der unter dem Namen dieses Diplomaten gedruckt erschien, ist ebenfalls von P.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, Sohn des Saturnus, Vater des Faunus, wurde wegen seiner Schönheit von der Zauberin Circe geliebt, und da er ihre Neigung nicht erwiederte, in einen Specht (picus), seine Begleiter in wilde Thiere verwandelt. Seine Gemahlin, Canens, zerfloß vor Gram in den Äther. Er wurde mit einem Spechtkopfe abgebildet, und stand den Augurien vor.

Piedestal, 1) (Bilderstuhl, Bauw.), ein Untersatz, auf welchen Bildsäulen, Thierfiguren, Vasen u. dgl. gestellt werden, um dadurch das Ansehen derselben herauszuheben. Besteht das P. aus einem einfachen Würfel oder Cylinder ohne Kranz und Fußgesimse, so nennen es Manche P. oder Bilderstuhl im engern Sinne, im entgegengesetzten Falle ein Postament. Dieses letztere ist rund, oval, drei-, vier- oder vielseitig, mit abgerundeten, abgestutzten oder ausgeschweiften Ecken, auch wohl mit Säulen verziert. Auch können zu einem Würfel Kranz und Fußgesims rund sein und umgekehrt. Bei dem eckigen P. bildet meistens jede Seite nur ein Feld, dessen innerster Theil entweder die meiste Vertiefung hat, oder wie eine Tafel wieder etwas vorspringt und mit Inschriften oder kunstreichen Reliefs verziert ist, welche meist Figurengruppen darstellen, die in Beziehung mit der

auf dem P. befindlichen Bildsäule stehen; z. B. bei der Bildsäule einer Gottheit derselben gewidmete Festlichkeiten, oder von ihr vollbrachte Thaten. Jedoch gilt dabei als Regel, daß die Verzierungen des P.s die Aufmerksamkeit nicht von der Hauptfigur ablenken dürfen. Bei stehenden Bildsäulen gibt man dem P. zur Höhe $\frac{2}{3}$ oder $\frac{2}{5}$ von der Höhe der Figur; bei gekuppelten oder liegenden Figuren und bei Thieren muß die Höhe geringer sein, als die Breite desselben. Bei Bildsäulen auf freien Plätzen stellt man das P. auf eine Erhöhung von einigen Stufen, gibt ihm auch wohl in einiger Entfernung eine Einfassung, z. B. von einem eisernen Geländer, oder von Kegeln, welche mit Ketten vereinigt sind. 2) so viel wie Säulenstuhl.

Piemont, Fürstenthum in Italien und Hauptprovinz der sardinischen Staaten, von welchen es die Franzosen 1798 getrennt, und 1802 gänzlich mit Frankreich vereinigt hatten. Durch den Sturz der napoleonischen Herrschaft (1814) kam der König von Sardinien wieder zum Besitze dieses Landes, mit welchem gegenwärtig die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) und Montferrat vereinigt sind. Das Ganze ist in 23 Provinzen eingetheilt. Piemont im engern Sinne grenzt gegen N. an Wallis und Savoyen, gegen W. an Frankreich, gegen S. an Nizza und Genua, und gegen O. an die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) u. Montferrat. Nach diesem Umfange kann man die Größe auf 310 QM. mit 1,400,000 Einw. schätzen, mit dem sardin. Mailand, und Montferrat aber auf 566 QM. mit 2,322,500 Ew. Piemont hat seinen Namen, weil es am Fuße hoher Gebirge liegt; denn gegen Wallis sind die penninischen Alpen (wo die hohen Berge Montrosa und der große Bernhard) und gegen Savoyen und Frankreich sind die grajischen und cottischen Alpen mit dem Montblanc, kleinen Bernhard, Montcenis und Montevisо, von welchem der Po, der Hauptfluß des Landes, kommt, in welchen

sich zu beiden Seiten alle Flüsse des Landes, als die Doria, Stura u. Sesia auf der linken, und die Vraita, Maira und der Tanaro auf der rechten Seite ergießen. Gegen S. an der Grenze von Nizza und Genua erstrecken sich die Meeralpen. Daher ist P. auf der Nord- und Westseite von den höchsten Alpen eingeschlossen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Von diesen Gebirgen an bis in die Mitte des Landes ziehen sich niedrige Berge und endlich Hügel, welche sich in Ebenen verlaufen. Die Mitte des Landes, wo der Po fließt, und wo niedrige Berge, Hügel, Thäler u. Ebenen wechseln, sind die fruchtbarsten und schönsten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Oel- u. Obstbau blühen, und Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Mais, Reiß, Hanf, Kastanien, Obst, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern ital. Lande so stark und so gut betrieben als in Piemont, wo jährlich für 22 Mill. Lire Seide gewonnen wird, welche meistens roh aus dem Lande geht. Waldungen hat P. hinreichend; die nördlichen, westlichen, südlichen Grenzen haben waldreiche Gebirge und Hügel, welche dem mittlern holzärmern Lande Holz zuführen u. auf den Flüssen zuflößen können. Die Einw. sind fleißig und erwerbsam, und bekennen sich zur kathol. Religion, bis auf ungefähr 20,000 Waldenser, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen bewohnen u. sich durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. Außer dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Seidenbau, beschäftigen sich die Einw. mit Fabriken und Manufakturen, besonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele Tausend ziehen auch im übrigen Italien, in Frankreich und Deutschland, besonders als Kupferstich- und Galanteriehändler herum, und kehren dann mit ihrem Verdienste in ihr Vaterland zurück. Die Hauptstadt P.s und des ganzen sardinischen Staates ist Turin.

Piemontesische Revolution, vom 10. März bis zum

10. April 1821. Der Aufstand von dreißig Tagen, welcher die altsardinische Staatsform und Oesterreichs Herrschaft in Italien zu vernichten drohte, gehört der Geschichte an, weil er eins der kühnsten, geistvollsten und gebildetsten Völker der transalpinischen Halbinsel bezeichnet, und mit Europa's politischem Schicksal in wesentlichem Zusammenhange steht. Seit der französ. Revolution befeindeten sich in unserm bürgerlichen Gesammtleben die alte und die neue Zeit, die Macht des verjährten Herkommens und der Muth kühner Ideen. Hier wie dort nahmen bisher alle Leidenschaften Partei, die, jedes Mittel der Täuschung und Selbsthülfe versuchend, Wahrheit und Recht aus dem Auge verloren. Unvermeidliche Folge war Auflösung, Unheil und Reue. Die meiste Schuld der Verführung und des Unrechts trugen jedoch einzelne Verbindungen, besonders die geheimen; unter allen Mitteln, welche Neuerungssucht selbst für edle Zwecke wählen kann, das unredlichste, unsicherste und verderblichste. Italien, das Land der Verschwörungen, seit es den Stolz oder den Druck fremder Herrschaft fühlte, enthielt in seinem Schooße, Rom vielleicht und Toscana ausgenommen, alle Keime der Zwietracht und des Hasses. Je ohnmächtiger nun das Volk als ein politisches Ganzes war, desto thätiger arbeitete insgeheim eine kleine Zahl stolzer Köpfe für die Erreichung ihres Wunsches, den sie Nationalgeist nannten: Einheit und Unabhängigkeit von fremdem Einfluß. Jedes Ereigniß, daß den Plan zu begünstigen schien, ward in den Kreis ihrer Berechnungen gezogen, und bei den heftigen Schwingungen entgegengesetzter Umtriebe erlaubte sich der Bund Alles, was seiner Hoffnung entsprach. So stürzte der finstere Dämon der Carbonari, indem er sich der edelsten Kräfte bemächtigte, das Gemeinwohl selbst in den Abgrund der Revolution, u. den auf gesetzlichem Wege schon sich nähernden Zielpunkt einer schirmenden Verfassung entfernte weiter als je ein strafbares Beginnen.

Als das Haus Savoyen 1814 in seine Besitzungen auf dem Festlande Italiens zurückgetreten war, hatte daselbst die neue Zeit unter Frankreichs Einfluß manches Herkömmliche verdrängt, nur nicht die Liebe zu dem alten Fürstenstamme. Victor Emanuel ward mit der Hoffnung empfangen, das Bessere durch ihn ausgebildet und befestigt zu sehen. Allein des Königs Rathgeber, unter welchen Graf Roborent, der Beichtvater Abbé Botta, und die Königin genannt werden, verstanden nicht, das Alte mit dem Neuen auszugleichen. Heilsame Einrichtungen wurden aufgehoben, drückende beibehalten. So ward die Polizeiverwaltung den Ortsobrigkeiten nicht zurückgegeben, die Autonomie der Gemeinden nicht wiederhergestellt, das neue Abgabensystem nicht vereinfacht. Französische und sardinische Formen durchkreuzten einander, weil die Beamten aus der neuen und aus der alten Zeit sich gegenseitig nicht verstanden. Nach Gunst ertheilte Gnadenbriefe störten den Rechtsgang; die größte Unzufriedenheit erregte die Willkür französisch-militairischer Polizeiverwaltung. Als Graf Balbi, Minister des Innern, seit dem Aug. 1819 die Abstellung der Justizmißbräuche nicht durchsetzen konnte, gab es gegen die unumschränkte Gewalt keinen Schutz in einer wohlgeordneten, unabhängigen Rechtspflege. Dies bewog mehrere Männer aus den ersten Ständen der Gesellschaft, nach Frankreichs Beispiel, für Savoyen, Piemont und Genua eine gesetzliche Verfassung zu wünschen. Was in Spanien, Portugal und Neapel geschah, reizte die Ungeduld. Als sich nun Oesterreich gegen Neapel rüstete, und der hier erwartete Widerstand die Hoffnung italienischer Selbstständigkeit bei den Adelfi und Federati erhob, da vereinigten sich die Anhänger des constitutionnellen Systems u. die Feinde der Ultramontanen mit leidenschaftlicher Heftigkeit, um gewaltsam zu erringen, was stolze Selbsttäuschung in der Ferne zu sehen glaubte. So entspann sich unter dem Adel und den Officieren zu Ende Fe-

bruar 1821 die eigentliche Verschwörung. Durch des spanischen Gesandten in Turin, des Ritters Bardaxi, Einfluß, ward die spänische Constitution die Losung der Eintracht für die einzelnen Verbindungen, in welchen jedoch Viele das Zweikammersystem und die französische Verfassung vorzogen. Der Studentenauflauf zu Turin, am 12. Jan. 1821 (eine Folge polizeilicher Verletzung der alten Gerechtsame der Universität), war der Revolution vom März fremd; auch der Marquis de la Prie und der Ritter de Perron, die auf die Beschwerde des österreich. Gesandten, Barons v. Binder, als Oesterreichs Feinde verhaftet wurden, und der zu Anfang des März auf die Festung gesetzte Prinz de la Cisterna, der mit pariser Liberalen in Verbindung stand und eine revolutionaire Schrift vertheilen wollte, gehörten nicht zu den Verschwornen. *Unter diesen nennt man den* Marquis Carlo de S.-Marzano, Sohn des Ministers der auswärt. Angelegenheiten (Oberst und Adjutant des Prinzen von Savoyen-Carignan), den Artillerieofficier Ritter Provana de Collegno (des Prinzen Stallmeister), die Grafen St.-Michel und Santa-Rosa, vom Generalstabe, den Hauptmann Grafen von Lisio und andere Mitglieder des sogen. italischen Bundes. Sie hatten die Absicht, den Prinzen von Carignan zu ihrem Oberhaupte zu wählen, weil er, wie sie behaupteten, »einen großen Eifer für die italienische Sache zeigte u. seit der Revolution von Neapel mit dem Gedanken umzugehen schien, der große Mann des neuen Italiens zu werden.« Nach ihrer Behauptung soll er sogar den Antrag am 6. März angenommen, am 7. abgelehnt u. am 8. wiederum seine Einwilligung zu der Revolution gegeben haben. Diese brach am 10. zu Fossano, Tortona und Alessandria unter verschiedenen Regimentern aus. Die Verschworenen hatten die gemeinen Soldaten durch das Gerücht: Oesterreich verlange die Entlassung des Nationalheeres und wolle Piemont's Hauptfestungen mit seinen Truppen be-

setzen, für ihre Absichten gewonnen. In Alessandria rief der Capitain Graf Palma, an der Spitze des Regiments Genua, die Constitution aus. Ihm folgten der Dragonercapitain Ritter Baronis und der Lieutenant Graf Bianco, dann der Obristlieut. Ritter Ansaldi, nebst einigen Hundert Federati. Ansaldi führte den Vorsitz in einer Junta, die im Namen des »Königreichs Italien« handelte. Seitdem blieb Alessandria der Feuerheerd der Revolution. Zwar widersprach der König sofort jenem Gerücht, durch das man die Soldaten gegen Oesterreich aufgewiegelt hatte. Allein schon am 11. hörte man in Turin den Ruf der Empörung: »Es lebe der König und die spanische Constitution!« Capitain Ferrero gab das Zeichen an der Spitze eines kleinen Haufens von Soldaten und Studenten. Das Volk blieb ruhig; ein Theil der Besatzung ward gegen die Aufrührer geführt, that aber nichts, und Ferrero zog ungehindert nach Alessandria. Am 12. forderte eine königl. Kundmachung Gehorsam und Ruhe. »Der Monarch könne und werde nichts bewilligen, was die Besatzung Piemont's durch fremde Truppen zur Folge haben müßte.« Dessenungeachtet öffneten einige Officiere an demſ. Tage den Federati und Studenten die Citadelle von Turin. Nun erst stimmte das Volk in den Ruf mit ein: »Es lebe der König; es lebe die spanische Constitution; Krieg den Oesterreichern!« Darauf legte König Victor Emanuel, treu seinem den Verbündeten gegebenen Worte (der Minister Graf S.-Marzano war eben vom Congresse zu Laibach angekommen), am 13. die Krone nieder und ernannte, in Abwesenheit des Thronfolgers, seines Bruders Felix, Herzog von Genevois, der zu Modena sich befand, den Prinzen Karl Albert von Carignan zum Regenten. Sämmtliche Minister nahmen ihre Entlassung. Die Staatsgefangenen wurden in Freiheit gesetzt, und die Carbonaria triumphirte an allen Orten, nur nicht in Nizza, wohin sich Victor Emanuel begab,

und in Savoyen. Der Regent sah sich daher schon am 13. Abends, auf das Verlangen der Abgeordneten von Turin, genöthigt, obwohl mit Vorbehalt der königl. Zustimmung, die Annahme der spanischen Constitution zu erklären. Er beschwor sie am 14., jedoch mit Beibehaltung der bisherigen Erbfolgeordnung und der Duldung anderer Religionen, nebst den von einem Nationalparlamente und dem König noch zu treffenden Abänderungen. Zugleich ernannte er ein neues Ministerium und am 16. eine oberste Junta. Mit der Ruhe ward auch die alte Nationalfarbe wieder hergestellt. In Navarra u. an a. Orten nahm man die spanische Verfassung ungern an; insbesondere blieb ganz Savoyen der Revolution gewissermaßen fremd. Dagegen fand der Aufstand der Piemonteser viel Theilnahme in der Lombardei, und mehrere junge Leute von Mailand und Pavia eilten nach Alessandria und Turin. Indeß hatte schon am 14. der Kaiser von Oesterreich zu Laibach die Aufstellung eines Heeres an den Grenzen von Piemont befohlen, und Alexander ließ 90,000 Russen aus Wolhynien nach Italien marschiren, die aber bei der raschen Entscheidung nur bis Galizien vorrückten. Darauf erklärte der Herzog von Genevois zu Modena am 16. Alles für ungültig, was seit der Abdankung seines Bruders geschehen sei, und stellte den Grafen Salieri della Torre, Gouverneur von Novara, an die Spitze der königl. Truppen, um die Rebellion zu unterdrücken. Schon diese Erklärung nahm der Junta den Muth und die Kraft; die Absendung des Cardinals Murozzo, Bischofs von Novara, und des Grafen Bagrasco nach Modena, bewirkte nur eine Schärfung des königl. Befehls, am 23. März und am 3. April. In Turin behaupteten jedoch die Verschworenen ihren Einfluß: der österreich. Gesandte mußte abreisen; man zog ein Heer zusammen, um die Lombardei zu besetzen, und der Regent ernannte am 21. den Grafen von Santa-Rosa zum Kriegsminister. Aber noch in

derselben Nacht entfloh der Prinz nach Novara, von wo er in das österreich. Hauptquartier, dann nach Modena, und als hier der Herzog von Genevois ihm den Hof verbot, nach Florenz sich begab. (Erst 1823 trat er wieder auf, focht als Freiwilliger im franz. Heere gegen Spanien, und kehrte dann nach Turin zurück.) Er hatte am 23. der Regentschaft förmlich entsagt. Jetzt hielten der Minister des Innern, Ritter Dal Pozzo, u. der Abbé Marentini, Präsident der Junta, das Ganze nur mit Mühe noch zusammen; den kühnsten Schritt wagte der Kriegsminister. In einem Tagsbefehle vom 23. März erklärte er: der König sei als ein Gefangener Oesterreichs zu betrachten; alle Piemonteser sollten sich bewaffnen; die Lombarden würden sich anschließen und Frankreich seinen Beistand nicht versagen. So ging die Revolution ihren Gang fort. Auch in Genua, wo der Gouverneur, Graf Desgeneix, am 21. die alte Ordnung wieder herstellen wollte, erzwang am 23. ein Theil des Volks und der Truppen die Beibehaltung der span. Constitution. Allein bald schlug die Nachricht von der Zerstreuung des neapolitanischen Heeres in den Abruzzen den Muth der Getäuschten völlig nieder. Da zeigte (nach Santa-Rosa's Erzählung) der russische Minister zu Turin, Graf v. Mocenigo, aus eignem Antriebe, dem Ritter Dal Pozzo und dem Abbé Marentini die Hoffnung friedlicher Vermittelung: »kein Oesterreicher solle Piemont betreten; man könne volle Amnestie u. sogar ein Staatsgrundgesetz hoffen.« Die Junta nahm den Vorschlag an; allein die Verschwornen in Alessandria verwarfen ihn. Unterdessen hatte sich, auf des Herzogs von Genevois Verlangen, ein österreich. Corps unter dem Grafen Bubna der Grenze genähert. General della Torre wollte jedoch, da sein Heer stärker war als das der revolutionairen Partei, die königl. Gewalt in Turin, wo Viele das neue System verabscheuten, ohne fremde Hülfe wieder herstellen; allein der Oberst Regis zog ihm

mit 4000 Mann am 6. April entgegen, um vielleicht die königl. Truppen zum Abfall zu reizen. Della Torre ging daher nach Novara zurück, und die von ihm vorgeschlagene Unterredung mit dem Obersten Regis fand nicht statt. Denn schon wußte della Torre, daß Bubna in der Nacht vom 7—8 April über den Ticino gegangen, und während Regis sein Heer an den Ufern der Agogna lagern ließ, vereinigte sich Bubna am 8. April früh 2 Uhr mit dem königl. Heere zu Novara. Nach Anbruch des Tages erschien das Heer der Insurgenten vor Novara; österreichische und piemontesische Scharfschützen begannen den Kampf, und unterstützt von dem Geschützfeuer des Platzes, umging das dreimal stärkere austrosardische Heer den linken Flügel des Feindes, worauf sich die Insurgenten fechtend zurückzogen und nach siebenstündigem tapfern Widerstande an der Brücke über die Agena völlig auflös'ten. Am Abend dieses Tages kam General Guill. Baudoncourt von Lausanne in Turin an; er sollte die Reste des zerstreuten Heeres über Alessandria nach Genua führen. Allein schon rückten die Sieger ohne Hinderniß gegen Turin vor. Daher lös'te sich am 9. die Junta auf; Graf Santa-Rosa räumte die Citadelle, und am 10. zog della Torre in Turin ein. Am 11. und den folgenden Tagen besetzten die Oesterreicher ohne Widerstand die Citadellen von Alessandria, Voghera, Tortona, Casale, Vercelli, Stradella und Valenza. In Folge des Vertrags zu Novara vom 14. Juli 1821, bezahlte die sardinische Regierung für 12,000 M. monatlich 300,000 Franken und leistete die Verpflegung. Später ward die Zahl des fremden Besatzungsheeres auf 5000 M. vermindert, und nach dem Vertrage zu Verona vom 14. Decbr. 1822, die letzte Räumung, die von Alessandria, am 31. Oct. 1823 vollzogen. Die Wiederherstellung der absoluten k. Gewalt erfolgte mit dem 10. April. Der Herzog von Genevois nahm jedoch die königl. Würde erst dann an, als sein Bruder durch die Er-

klärung zu Nizza vom 18. April bei s. Abdankung verharrte. Darauf ernannte der König Felix von Modena aus nicht den Grafen della Torre, dessen Vorliebe für Verfassungsgrundsätze mißfiel, sondern den Grafen Ignazio Thaon di Revel von Pratalungo zu seinem Generalstatthalter (Alter ego), der außer mehreren Commissionen ein Specialtribunal zur Bestrafung der Schuldigen niedersetzte. Diese hatten sich theils durch die Schweiz nach Frankreich geflüchtet, theils in Genua nach Spanien eingeschifft. Bei der Untersuchung selbst erwies sich der Antheil des Prinzen von Carignan an dem Vorgefallenen, daher erklärte die Civilcommission, unter dem Vorsitz des Grafen Langosco, einstimmig: »rechtlich könnten die Verhafteten (über 40) nicht verurtheilt werden«. Auf das Vermögen von 65 entflohenen Staatsverbrechern aber ward Beschlag gelegt, und am 19. Juli, 10. und 23. Aug. 1821 wurden einige und zwanzig als Hochverräther zum Tode durch den Strang, mit Einziehung ihrer Güter verurtheilt, darunter der Prinz della Cisterna, die Marchesen di Priero, Estore Porone di S. Marzano, die Grafen Lisio, Santa-Rosa, die Ritter Gugl. Ansaldi und Luigi Baronis. Die übrigen, ebenfalls einige und zwanzig, sollten auf die Galeeren kommen. Von Allen waren jedoch nur 13 verhaftet, darunter 2 zum Strange Verurtheilte. Von diesen wurde der Rittmeister Garelli zu Genua hingerichtet, der Hauptmann Palma aber, weil er auf der Flucht durch Sturm nach Monaco verschlagen worden war, verbannt. Zugleich erließ der König zu Piacenza geschärfte Verbote geheimer Gesellschaften, und 2 Amnestiedecrete mit vielen Ausnahmen. Darauf hielt er am 17. Oct. 1821 in Turin s. Einzug. — Durch das, was seitdem geschehen, hat man die Erinnerung an die Idee der Revolution noch nicht erstickt, wohl aber sind die Feuerköpfe unter den Anhängern der ital. Sache von jedem gesetzwidrigen Schritte, der nur Unglück über das eigne Vaterland bringen kann, auf lange Zeit abgeschreckt.

Pierer (Johann Friedrich), geb. zu Altenburg den 22. Jan. 1767, bezog 1783 die Akademie zu Jena, um die Rechte zu studiren; doch wendete er sich im folgenden Jahre dem Studium der Medicin zu. 1788 erlangte er in Jena die medicinische Doctorwürde, verwendete aber noch 1½ J. meist in Berlin, Wien, Straßburg und Göttingen zu seiner ärztlichen Vorbildung, und kehrte 1790 in s. Vaterstadt zurück, um hier als praktischer Arzt sich zu fixiren. 1792 erhielt er hier das Landphysicat und erlangte bald eine verbreitete Praxis, der er sich jedoch, von 1794 an, theils seiner geschwächten Gesundheit wegen, theils durch die Umformungen, welche die Theorie der Medicin in jener Zeit erlitt, in seinen bisherigen Ueberzeugungen irre gemacht, großentheils entzog. 1797 faßte er den Plan zur Herausgabe einer medicinischen Zeitschrift, die, von allem eignen Urtheile sich entfernt haltend, bloß die Tendenz verfolgte, die neuern Grundsätze der theoretischen und praktischen Medicin, und was überhaupt im Laufe der Zeit die Aufmerksamkeit des ärztlichen Publikums anregte, berichtend mitzutheilen. So nahm 1798 die »Medicinische Nationalzeitung für Deutschland« ihr Entstehen, die, bis 1800 fortgesetzt, den »Allgem. medicinischen Annalen des 19. Jahrh.« zur Einleitung diente. 1799 brachte er die Richter'sche verfallene Druckerei eigenthümlich an sich und begründete 1801 ein buchhändlerisches Etablissement u. d. Firma: »Literarisches Comptoir«. Zu Ende 1813 ward selbst eine temporaire Stockung der »Annalen« unvermeidlich, und von 1814 an mußten sie auf eine verminderte Bogenzahl reducirt werden. 1814 erhielt P., gegen Resignation auf das Landphysicat, unter dem Prädicat eines herzogl. sächs. Hofraths, das erledigte Stadt- und Amtsphysicat übertragen. 1815 brachte ihn ein Nervenfieber, das er sich durch Ansteckung in einem Lazarethe zugezogen hatte, dem Tode nahe. Gleichwohl hatte er sich so viel Lebensmuth

erhalten, daß er nach s. Genesung den schon früher vorbereiteten Plan der Herausgabe eines »Allg. medic. Realwörterbuchs«, vom kritisch-historischen Standpunkte aus, von ihm und erbetenen Mitarbeitern verfaßt (1. Abth.: »Anat.-physiolog. Wörterb.«, 7 Bde. bis S. seit 1816) zur Ausführung brachte. 1816 trat er sein buchhändlerisches Geschäft an den verst. Buchhändler Brockhaus ab, der es mit dem seinigen verschmolz und in dessen Verlage seitdem das »Medic. Realwörterbuch« und die »Medic. Annalen« erschienen. 1821 trat sein Sohn August P. in sein Druckereigeschäft als Theilnehmer ein, und übernahm bald völlig die Leitung desselben. In der letztern Zeit hat er an dem von seinem Sohne, nach einem erweiterten Plane zur Redaction übernommenen, vorher Binzer'schen »Encyklopädischen Wörterbuche«, das in dem von demselben etablirten Literatur-Comptoir zu Altenburg, das auch das »Medicin. Realwörterbuch« in eignem Verlag übernommen hat, bis zum 8. Bde. erschienen ist, Antheil genommen. Das Buchdruckereigeschäft erfreut sich einer ausgezeichneten Thätigkeit, weil die ziemlich liberale Censurbehörde zu Altenburg bewirkt, daß viele auswärtige Buchhändler ihre Verlagsschriften dort drucken lassen.

Pieriden, Pierinnen, der Beiname der Musen (von dem Berge Pierus in Thessalien, wo sie sich aufhielten). Dann hießen auch die 9 Töchter des Pierus so, welche einen Wettkampf mit den Musen wagten, aber zur Strafe in Elstern verwandelt wurden.

Pierrot heißt einer der grotesken Charaktere auf der italienischen Bühne, besonders in der Pantomime, und zwar derjenige, welcher den einfältigen Diener darstellt.

Pietismus, Pietisterei (v. lat. pietas, Religionsgesch.), Frömmigkeit, jedoch nicht die wahre Ehrfurcht vor Gott, die sich durch einen freudigen Glauben und eine rechtschaffene, thätige Liebe, durch

Tugend kund gibt, sondern jene falsche oder Afterfrömmigkeit, welche das Wesen der Frömmigkeit in außerwesentliche, oft sogar der wahren Frömmigkeit schädliche Dinge, vorzüglich in die zum religiösen Cultus gehörenden Aeußerlichkeiten setzt und darin sucht. Besonders wurden mit dieser Benennung die Anhänger Speners belegt, als dieselben seit 1689 in Leipzig anfingen, über das neue Testament fromme Vorlesungen (collegia philobiblica oder pietatis) zu halten. Obgleich Spener, welcher bereits früher zu Frankfurt a. M. in seinem Hause besondere Andachtsversammlungen zu erbaulicher Schriftanwendung hielt, zu einer gemüthlichen Frömmigkeit sich hinneigte und dieselbe durch seine Schriften, besonders seine pia desideria, 1675, über das geistliche Priesterthum, 1677, über die Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen, 1680, kräftig und nicht ohne Erfolg zu verbreiten suchte; so war er doch, wenn schon auch ihm der Vorwurf des P. gemacht wurde, von der spätern Ausartung seiner Schule weit entfernt. Spener verlangte ein wahrhaft praktisches Christenthum und wollte die symbolischen Bücher nicht über die heilige Schrift gestellt wissen; nur wiedergeborne und gebesserte Prediger hielt er der Verwaltung des geistlichen Amtes würdig, und seine Ideen, in einer gemüthvollen Sprache vorgetragen, fanden um so mehr Beifall, als die damals herrschende sterile Streittheologie die Herzen leer ausgehn ließ. Aus derselben Ursache, aus welcher in Frankreich der Jansenismus und Quietismus entstand, ging in Deutschland der P. hervor. Um so größer war indeß auch der Anstoß, den er fand, und die orthodoxe Partei wußte, vorzüglich nach Speners Abgang von Dresden nach Berlin, energische Maßregeln gegen seine Anhänger zu veranlassen und besonders die Vertreibung der jungen Docenten zu Leipzig, welche daselbst nach seinem Muster fromme Versammlungen eröffnet hatten, zu bewirken. Inzwischen fanden die Pietisten, vorzüglich

durch Thomasius, der sich derselben annahm, auf der Universität Halle Aufnahme, wo A. H. Francke das Haupt derselben wurde. Fortan war Halle der Heerd, wo der P., trotz der vielfachen Anfeindungen, die er fand, sich doch so gedeihlich weiter ausbildete, daß die Namen Pietisten und Hallenser bald gleichbedeutend wurden. Spener war eine höchst erfreuliche Erscheinung und legte ein heilsames Gegengewicht in die Wage gegen die Unfruchtbarkeit der damaligen Dogmatik. Indeß wennschon er die Mittelstraße verließ, so artete doch der P. unter seinen Anhängern immer weiter aus, welche durch ihre überspannten und willkührlichen Begriffe von dem Wesen der Frömmigkeit, durch ihre Verachtung der gründlichen Gelehrsamkeit, durch ihre finstere Moral, durch ihre völlig unbiblische Vorstellung von der Gnade und dem Durchbruch derselben, durch ihren geistlichen Hochmuth u. s. w. nicht nur den gehässigen Begriff rechtfertigten, in welchem man vom P. sprach, sondern auch noch schärfere Maßregeln veranlaßten. Jedoch weit mehr als durch diese ward dem Uebel durch die gemäßigten Grundsätze von Männern, die wie Buddeus, Deyling, Rambach, Mosheim u. s. w. das Gute des P. von dem Schlechtern ausschieden und glücklich die Mittelstraße einschlugen, durch die Wolfische Philosophie und die würdige Behandlung der Theologie, welcher Semler und Baumgarten in Halle selbst die Bahn brachen, gesteuert. Die spätere kritische Philosophie schien den P. vollends zu vernichten, so daß nur die Methodisten und Herrnhuter durch ihre festere Gesellschaftsverbindung übrigbleiben zu wollen den Anschein hatten, als im 19. Jahrh. derselbe, geweckt durch die Frivolität und Atheisterie der letzten Hälfte des vorigen Jahrh., wie nicht minder durch große politische Erscheinungen, mit dem Mysticismus wieder auflebte und bis jetzt fast in allen Ländern bedeutenden Anhang fand. Der P. verhält sich zum Mysticismus, wie die Religion zur Theologie, und

jener ist gewissermaßen das praktische Resultat des letztern. Der P. muß als eine um so verderblichere Erscheinung betrachtet werden, als er für wahre Frömmigkeit nachtheilig ist. Vgl. Märtens, »Ueber P. rc.«, 1826.

Pietola, Städtchen, 2 Miglien von Mantua, gilt in der Sage der Gegend für den Geburtsort Virgil's, den Silius Italicus Andes nennt. Diese Meinung war der Grund, weshalb alles nur einigermaßen Bemerkliche dort mit dem Namen des Dichters verherrlicht wurde. Eine Grotte in der Nähe nannte man die Grotte Virgil's, ein Casino der Herzöge von Mantua die Virgiliana; doch statt dort einen Viehhof anzutreffen, der an die Gedichte vom Landbau erinnert hätte, fand man eine Menagerie. Die Franzosen hatten in P. aus Achtung vor dem Andenken Virgil's einen öffentlichen Garten angelegt, in welchem des Dichters Standbild errichtet werden sollte. Aber die zweite Belagerung Mantua's zerstörte den kaum begonnenen Anfang. Neuere Untersuchungen haben die Ansprüche Pietola's an diese Berühmtheit so in Zweifel gezogen, daß der Ort von Virgil's kleinem Landgut jetzt immer unbestimmbarer geworden ist.

Pietro di Cortona, s. Cortona.

Pigafetta (Antonio), der Gefährte Magellan's und Beschreiber von dessen Entdeckungsreise, stammte von einer angesehenen Familie Toscana's ab und wurde gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Vicenza geb. Wahrscheinlich war sein Vater jener Dr. und Ritter Matteo P., welcher einen Theil der öffentlichen Angelegenheiten von Vicenza leitete und dessen Name in der Geschichte jener Zeit einige Mal vorkommt. Durch die Lecture der Reisebeschreibungen der Spanier und Portugiesen nach fernen Welttheilen ward Ant. P. auf den Gedanken gebracht, dereinst gleichfalls auf Entdeckungen neuer Länder auszugehen, und er widmete sich mit großem Fleiß dem Studium der

mathemat. Wissenschaften und der Seefahrtskunde. Als der durch die Theilung der Erde von Alexander VI. (vgl. Demarcationslinie) entstandene Streit wegen der Molucken, zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid ausbrach und Karl V. eine Expedition unter Magellan aussendete, um, nach dieses Seefahrers Plan, einen westlichen Weg nach jenen Inseln zu suchen, so erbat sich P., den der spanische Botschafter in Rom mit nach Spanien genommen hatte, von dem Kaiser die Erlaubniß, der Expedition folgen zu dürfen, um, wie er sagte: »durch die einstige Beschreibung dieser Reise Andern nützlich und angenehm zu werden, sich aber bei der Nachwelt einen Namen zu machen«. Als Kaiser Karl V. dies Gesuch bewilligte, eilte der junge Mann nach Malaga und Sevilla, wo er den 10. Aug. 1519 mit den übrigen Reisenden aufbrach, worauf die Expedition den 20. Sept. dess. J. sich in San-Lucar einschiffte. Von diesem Augenblick an begann P. sein Tagebuch. Seine gesunde Leibesconstitution und ordentliche Lebensweise bewahrten ihn vor der Menge Krankheiten, denen Viele von der Expedition unterlagen; und als Magellan, nebst 55 der Seinen, in dem unglücklichen Treffen bei Zahu auf den philippinischen Inseln das Leben verlor, da stand P. ihm treu zur Seite und ward schwer verwundet. Nach manchen Fährlichkeiten langte endlich P. den 8. Sept. 1522 mit 17 Begleitern wieder in Sevilla an, wo das Schiff, welches die kühnen Männer getragen hatte, im Triumph auf den Strand gezogen und als ein Denkmal jener merkwürdigen Reise aufbewahrt ward, die, wie Bougainville in der Einleitung zu s. Reisebeschreibung bemerkt, zuerst unumstößlich die Kugelgestalt der Erde bewies. Kaum angekommen in Sevilla begaben sich aber die Seefahrer, in Folge eines noch auf dem Meere gethanen Gelübdes, sogleich barhaupt und barfuß in die Kirche U. L. Fr. zum Sieg, um dort dem Himmel ihren Dank für die Errettung aus so mancher Ge-

fahr zu zollen. Hierauf eilte P. nach Valladolid, um dem Monarchen mündlich Bericht über den Verlauf der Reise abzustatten. Von hier ging er nach Frankreich und Italien; er ward von Franz I. und Clemens VII. mit vieler Güte aufgenommen, und auf dieses Papstes und des Großmeisters der Hospitaliten, Philipp v. Villers, Ersuchen, fing er an, eine umständliche Beschreibung s. Reise zu entwerfen, die er dem Großmeister Villers dedicirte, eine Abschrift davon aber an Clemens VII. und eine andre an Louise von Savoyen, Königin von Frankreich, überreichte. Dieses Werk, in welchem die in s. Kaiser Karl V. übergebenen Tagebuche enthaltenen Data weiter ausgeführt sind, und in welchem er sich überall als Ritter unterschreibt, ist wahrscheinlich von ihm erst nach 1524 verfaßt, als um welche Zeit er zum Ritter des Ordens St. Johannes, vom Hospital zu Jerusalem (damals auf Rhodus) ernannt wurde. Später wurde er Ordenscommandeur zu Novisa. Ueber das Jahr und den Ort s. Todes schweigen die damaligen Geschichtsschreiber Italiens, doch ist wahrscheinlich, daß er sein Leben in s. Vaterlande beschloß. An dem noch vorhandenen, von ihm einst bewohnten, Hause in Vicenza (in der Straße de Luna) ließ P. bei s. Rückkehr über der Thür eine in Steir gearbeitete Verzierung von Rosen anbringen, mit der Inschrift: »Il n'est rose sans espine«, welches eine Anspielung auf den Ruhm und die Gefahren s. Reise sein soll.

Pigalle (Jean Baptiste), geb. 1714 zu Paris, Schüler Lemoine's und Lemayne's; vervollkommnete sich als Bildhauer in Italien, trat 1744 in die Maler- und Bildhauerakademie, vollendete die beiden Statuen des Merkür und der Venus, die 1748 Ludwig XV. dem König von Preußen schenkte, den P. auch 1756 in Berlin besuchte, um seine Arbeiten noch einmal zu sehen. 1765 erhielt er den Auftrag auf das Grabmal des Marschalls von Sachsen (1776 in

Straßburg aufgestellt), und später auch auf das Denkmal, welches 1765 die Stadt Rheims Ludwig XV. errichten ließ. Der König ernannte P. zum königlichen Bildhauer und gab ihm den St. Michaelsorden. Bouchardon übertrug ihm die Vollendung seiner berühmten Reiterstatue. Die Büste Voltaire's schreckte durch zu große Natürlichkeit ab. Ein kleiner Knabe mit einem leeren Käfig und seine letzte Arbeit, ein Mädchen, welches sich einen Dorn aus dem Fuße zieht, sind wegen der Schönheit und Zartheit am meisten bekannt. P. st. 1785 zu Paris als Rector und Kanzler der Akademie.

Pigault-Lebrun, komischer, aber dabei etwas frivoler Romandichter Frankreichs, durch sein Garçon sans-souci, l'enfant du carnaval, Monsieur Botte, Angélique et Jeanneton u. v. a. m., die zum Theil auch ins Deutsche übersetzt sind, berühmt. Er lebt als königlicher Salineninspector zu Paris und hat außerdem auch ein recht verdienstliches Werk: »Histoire de France abrégée,« Paris 1820—28, geschrieben. Auch als dramatischer Schriftsteller hat er sich durch mehrere Lustspiele, z. B. »Les rivaux d'eux-mêmes,« bekannt gemacht. Eine Sammlung seiner höchst ergötzlichen, witz- und humorreichen, aber mitunter auch sehr frivolen, komischen Romane ist in 13 Bdn., Paris 1818, erschienen.

Pigmente, s. Färbestoffe.

Pignoration, Verpfändung, s. Pfand.

Piktenmauer (Piktenwall, a. Geogr.), eine Verschanzung, welche die Römer zum Schutz der Provinz Britannia gegen die Pikten in Schottland aufführten; sie geht vom deutschen Meere an durch die Grafschaften Northumberland und Carlisle bis an den Solway-Frith im irischen Meere. Man sieht noch mehrere Ueberbleibsel davon.

Pikullos (Pekollos, Patello, Patollos, slav. Myth.), einer von den 3 höchsten Göttern (die beiden andern: Perkunos und Po-

trimpos) der alten Preußen, deren Bilder an der heiligen Eiche zu Romove aufgestellt waren. Er war der Oberherr des Todes und der Vernichtung, der Gott der Unterwelt. Sein Bild war das eines Greises mit langem, grauem Barte, todtenbleichem Gesichte, das Haupt mit einem weißen Tuche umwunden; drei Todtenköpfe (eines Menschen, eines Pferdes und einer Kuh) sein Symbol. Bei seinem Feste brannte ihm ein Topf voll Talg, aber auch Menschen, Rinder, Pferde, Schweine und Böcke wurden ihm geopfert. Qual und Angst der Menschen war seine Freude, er daher allgemein gefürchtet. War ein Hausgenosse eines Vornehmen gestorben, so mußte ihm innerhalb 3 Tagen geopfert werden, sonst verlangte er Menschenblut. Ueberall waren ihm heilige Oerter geweiht, denn er ahndete jede Verletzung des Götterwillens. Man hat ihn mit dem Monde, dem Pluto und dem Odin, insofern auch dieser Gott der Unterwelt ist, verglichen.

Pilaster, nach den Verhältnissen der Säulen verfertigte und verzierte Pfeiler, selten ganz freistehend, sondern meist an die Mauer an oder mit derselben zusammengebaut. Sie dienen zur Befestigung, aber auch zur Verschönerung hoher, langer Mauern. Man unterscheidet bei den P.n, wie bei den Säulen: Basis, Schaft und Capital. Die P. springen um den 8., 6. oder 4. Theil ihrer Breite aus der Mauer hervor. Bei den Griechen hatten die P. andere Capitäle, als die vor ihnen stehenden Säulen, bei den Römern aber damit übereinstimmende. Bei den Letztern wurden die P. oft mehr verziert als die Säulen, die Schafte waren bisweilen cannelirt, bisweilen nach obenzu verjüngt. In noch spätern Zeiten gab man den Schaften der P. sogar Füllungen.

Pilatre de Rozier (Jean François), geb. 1756 zu Metz, war zur Chirurgie bestimmt, wurde aber Apotheker. Er kam nach Paris, wo er als Apothekergehülfe arbeitete, und legte sich hier auf

das Studium der Naturgeschichte, Mathematik und Physik. Bald kam er so weit, vor einem Kreise gebildeter Weltleute Vorlesungen und Experimente über die von Franklin aufgestellten Lehren der Elektricität mit Beifall halten zu können; auch wurden einige von ihm in dieser Hinsicht ausgearbeitete und der Akademie der Wissenschaften übergebene Abhandlungen günstig aufgenommen. Später ward er auf die Verwendung von Sage, dessen Vorlesungen er eine Zeitlang besuchte, als Prof. der Chemie in Rheims angestellt, kehrte jedoch bald nach Paris zurück, wo er Aufseher der Naturaliensammlung von Monsieur (Ludwig XVIII.) wurde. Jetzt faßte P. de R. die Idee, ein Museum zu errichten, in welchem nicht nur eine möglichst große Sammlung von Instrumenten aufgestellt, sondern auch den Schülern der verschiedenen Collegien durch Experimente das Studium der Physik und Chemie erleichtert werden sollte, und da Monsieur dies Unternehmen unterstützte, so ward die Anstalt 1781 eröffnet. Hier studirte P. die Wirkungen der Gasluft und der Dämpfe, wobei ihm der Polizeipräsident Lenoir, ein wissenschaftlich-gebildeter Mann, möglichen Vorschub that, und als bald darauf die ersten Versuche bekannt wurden, welche die Gebrüder Montgolfier mit dem Luftballon machten, da war P. einer der Ersten, der auf die Wiederholung dieser Versuche in Paris drang. Dies fand den 25. Aug. 1783 statt; darauf machte P. durch die öffentlichen Blätter bekannt, wie er gesonnen sei, mittelst eines Ballons sich selbst in die Luft zu erheben. So verlacht diese Idee auch damals wurde, so führte er sie dennoch aus, und stieg den 21. Oct. dess. J., zum allgemeinen Erstaunen, bei dem Schlosse Muette (unweit Paris) in einer sogen. Montgolfiere, begleitet von dem Marquis d'Arlande, in die Luft. Dieser erste glückliche Versuch begeisterte ihn zu mehreren, und nachdem er 1784 zu Lyon mit Montgolfier und bald darauf auch zu Versailles in Gegenwart

des Hofes und des Königs Gustav III. von Schweden solche Luftfahrten wiederholt hatte, faßte er den Plan, auf dieselbe Art nach England überzusetzen. 40,000 Franken wurden von der Regierung dazu angewiesen, und es ist kein Zweifel, daß das Vorhaben gelungen sein würde (wie denn, während P. noch seine Vorbereitungen traf, Blanchard die Sache schon ausführte und von Dover nach Calais in einem Ballon überfuhr), hätte P. nicht die Grille gehabt, die Verfahrungsart des Montgolfier bei Füllung des Ballons mit der von Charles erfundenen vereinen zu wollen: ein Beginnen, welches, nach Charles öffentlichem Ausspruch, eine Pulvertonne auf ein Kohlfeuer setzen ließ. P. ließ sich indeß nicht abbringen, und unternahm die Fahrt zu Boulogne den 15. Juni 1785 mit dem Physiker Romain. Kaum hatte der Ballon jedoch eine Höhe von 2—3000 Toisen erreicht, so entzündete er sich, und nach einer halben Stunde stürzten die beiden Unglücklichen in der Nähe des Thurmes von Croy zur Erde. P. war sogleich todt, Romain verschied nach wenigen Minuten.

Pillnitz, königliches Lustschloß im Amte Pirna des meißner Kreises (Königreich Sachsen), reizend gelegen am Fuße des Borsberges; hat schöne Gebäude und Gärten, dabei das (seit 1725 angelegte) französische Dorf. In frühern Zeiten hatte die alte Burg Pillnitz verschiedene Besitzer. 1693 kaufte Johann Georg IV. das alte Schloß von Heinrich v. Bünau und schenkte es seiner Geliebten, der Gräfin von Rochlitz (Fräulein v. Neidschütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich August I. (als König von Polen August II.) belehnte 1705 die Gräfin Cosel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowski. Bald aber bezog es August II. selbst und baute hier noch 2 Paläste, welche prunkvoll eingerichtet und in der Folge von der landesherrlichen Familie während des Sommers bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt

das Ganze eine schönere Gestalt; doch gibt der verschiedenartige Styl der Gebäude, die Vermischung chinesischer, japanischer und italienischer Bauart demselben ein auffallendes Ansehen. Vier einzeln stehende Pavillons von pirnaischem Sandstein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend der königl. Garten, nach Morgen die alten Schloßgebäude einschließen. Zwischen den südlichen Pavillons steht das Wasserpalais, zwischen den nördlichen das Bergpalais. Die Pavillons, wovon der vierte 1801 vollendet wurde, sind nicht hoch, haben chinesische Kupferdächer und Säulengänge nach toscanischer Ordnung. Im neuen Palais wohnt die königl. Familie. — In Pillnitz wurde eine denkwürdige Fürstenversammlung, vom 25—27. Aug. 1791, zunächst wegen der polnischen Angelegenheiten, gehalten. Kaiser Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Graf v. Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiser Franz I. und der jetzige König von Preußen, sowie der Prinz von Nassau, der Exminister Calonne und der Marquis de Bouillé zugegen waren, unterredeten sich hier über die gegen die franz. Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Kein Offensivbündniß gegen Frankreich war der Zweck dieser pillnitzer Convention; man beschloß jedoch gemeinschaftlich, jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution entgegenzuwirken. Das früher zu Wien (25. Juli) vorläufig geschlossene und nachher zu Berlin (7. Febr. 1792) zwischen Preußen und Oestreich abgeschlossene Schutzbündniß ward hier nur besprochen. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten von Preußen und Oestreich bloß folgende Erklärung (d. 27. Aug.): »Daß Oestreich und Preußen die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesse aller Souveraine in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde anerkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß sie demzufolge

sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit diesen Mächten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlage einer den Rechten der Souveraine und dem Besten der franz. Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig im gemeinsamen Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seien, sich in Activität zu setzen«.

Pilory, in England eine Art Pranger. Kopf und Hände des Verurtheilten werden dergestalt eingezwängt, daß alle freie Bewegung unmöglich ist. Aber eine jeder vernünftigen Criminalgesetzgebung widersprechende Eigenthümlichkeit dieser Strafe ist die unbeschränkte Freiheit, mit welcher der Pöbel dabei seine Gesinnung äußern darf. Ist der zur Schau Ausgestellte dem Pöbel verhaßt, so ist er nicht nur in Gefahr, seine Gesundheit, sondern selbst sein Leben einzubüßen. Ist ihm dagegen das Volk gewogen, oder ist derselbe wohl gar als Märtyrer seiner Publicität und Freimüthigkeit zur Pilory verurtheilt worden, wie dies in neuerer Zeit besonders mit den Druckern freimüthiger politischen Schriften geschah, so wird die Strafe zu einem Triumph für ihn. Der Verurtheilte selbst hat die Freiheit, von der Pilory herab Reden zu halten, sich zu vertheidigen und seine Feinde mit den gehässigsten Farben zu schildern. Durch ein Gesetz von 1816 ist diese Strafe in allen Fällen, nur den Meineid ausgenommen, abgeschafft. Es soll statt dessen auf Geld oder Gefängniß erkannt werden.

Pilpai, s. Bidpai.

Pilze, s. Schwämme.

Pinakothek (von πίναξ, Gemälde, und θήκη, Aufbewahrungsort), eine Gemäldesammlung. Unter diesem Namen ward ein Prachtgebäude in München am 7. Apr. 1826, dem Geburtstage Rafael's, gegründet, um die besten Gemälde aus den Galerien von München, Schleißheim, Augsburg, Nürnberg, Bamberg rc. darin aufzustellen.

Pinchbeck (Metallurgie), nach ihrem Erfinder Pinchbeck (einem englischen Mechaniker, der sich auch durch mehrere künstliche Instrumente, Automaten und sonstige Apparate bekannt machte und zu London 1783 starb) benannt, eine geschmeidige Metallmischung von Goldfarbe, welche wenig durch den Rost leidet. Man nimmt dabei als Verhältniß der Metallmischung an: 128 Theile Kupfer, 7 Theile Messing und 7 Theile Zink. Doch hat man bei der Bereitung verschiedene Verfahrungsarten: z. B. man schmilzt ganz schwefelfreies Kupfer und körnt es; alsdann glüht man Galmei unter einer Muffel, vermischt 3 Theile von diesem Galmei mit 2 Theilen Kohlenstaub, feuchtet es mit Salz- oder noch besser Seewasser und thut es in einen Tiegel, fügt das gekörnte Kupfer darauf und darüber wieder Kohlenstaub zu. Der Tiegel wird nun mit einem Deckel verschlossen, der in der Mitte ein Loch hat, und in einen Ofen gebracht, wo ihm schnell starke Hitze gegeben wird. Diese Mischung wird später mit reinem Kupfer zusammengeschmolzen, wobei man nach Belieben Zink und etwas Kochsalz zusetzt; nach der verschiedenen Farbe des Zinkes wird die Farbe des P. höher oder blässer.

Pindar, einer der erhabensten griechischen Sänger, geb. zu Theba oder in dem nahen Flecken Kynoskephalä, 520 v. Chr., während der Feier der olympischen Spiele, Sohn des Skopelinos (n. Ein. Daiphontos, n. A. Paganides) und der Klidike (n. And. der Dichterin

Myrtis, wohl nur seine Lehrerin), von seinem Vater und Agathokles in der Tonkunst unterwiesen; die Sängerinnen Myrtis und Korinna, die Lyriker Lasos und Simonides bildeten das Dichtertalent des Knaben und Jünglings, dessen Lippen, nach einer sinnvollen Deutung, von Bienen mit Honig benetzt wurden. Früh versuchte sich der Jüngling in der lyrischen Kunst, wobei besonders Korinna seine zu üppige Phantasie gezähmt und in das Gebiet der reinen Schönheit geleitet haben soll. Von seinem Leben wissen wir fast nichts, als daß er gegen 90 Jahr alt auf dem Theater zu Thebä am Busen des geliebten Theoxonos einschlummerte. Länder und Städte rangen darnach, von P. besungen zu werden; die Rhodier hingen einen ihre Insel verherrlichenden Siegesgesang (der 7. olympische) mit goldnen Buchstaben in einem Tempel auf; er genoß die Freundschaft von Königen und Fürsten (Hieron von Syrakus, Arkesilaos von Kyrene, Alexandros, der Sohn des Amyntas von Makedonien); zu Thebä im Hippodrom ward ihm ein Denkmal errichtet; die Lakedämonier schonten der Wohnung, in der er gelebt, so auch Alexander d. Gr., und späte Nachkommen von ihm erfreuten sich durch Auszeichnungen und bestimmte Geschenke des Ruhms ihres Ahnherrn. Die alten Schriftsteller sind seines Lobes voll. Er baute jedes Feld der ernsten lyrischen Poesie an, ohne die Muse heiterer Fröhlichkeit (denn auch Skolien dichtete er) zu verschmähen. Seine Hymnen und Päane, von welchen wir nur äußerst wenige Fragmente besitzen (herausg. in Heyne's P., 3. Bd. S. 48—63) wurden im Alterthum als die ersten ihrer Gattung gerühmt; von seinen Dithyramben ist ein schätzbares Fragment übrig (bei Heyne, 3. Bd. S. 67), so wie von Threnodien (bei Heyne III. S. 30—38), Hyporchemata (bei Heyne III. S. 38—42), Epigramme (in der Anthologie), Parthenien (bei Heyne III. S. 27—30), Prosodien (S. 43—47). Von seinen Siegesgesängen aber (Epinikien) auf die

Sieger in den 4 Nationalspielen der Griechen ist eine bedeutende Anzahl übrig (14 olympische, 12 pythische, 8 isthmische, 11 nemeische Siegeshymnen), wiewohl es ausgemacht ist, daß nicht alle (z. B. die 2 isthmischen) auf einen einzelnen Sieg sich beziehen, auch einige (z. B. die 9. nemeische, welche den Sieg des Chromios zu Sikyon verherrlicht) in Folge anderswo errungener Siege gedichtet ward, einige sogar (wie die 11. nemeische auf Aristagoras aus Tenedos) den Regierungsantritt eines Regenten besingen. Manche dieser Siegeshymnen wurden auf dem Kampfplatze oder bei der feierlichen Einholung des Siegers, der Wiederankunft in der Heimath, dem Eintritt in das Haus, dem Dankfeste in dem Tempel, manche aber auch bei den den Wettspielen folgenden Gelagen, mit Musik und mimischer Darstellung begleitet, gesungen; manche wurden sogar erst lange nach dem erhaltenen Siege (gewiß die 10. olympische Hymne, vielleicht auch die 2. pythische) den Siegern zugeschickt. Gewiß ist auch, daß P. mehrere Epinikien auf Bitten der Sieger verfertigte. Der Dialekt ist der dorische. Die Hymnen zerfallen, mit Ausnahme weniger (12. pyth., 8. isthm. und 9. nemeische) in die dreifache strophische Abtheilung der Strophen und Antistrophen, welche beide sich gleich sind, und die Epoden. Vgl. Hermann, »De metris Pindari,« im 3. Bd. der Heynischen Ausgabe, und Böckh, »Ueber die Versmaße des P.«, im 2. Bd. 2. St. des »Museums der Alterthumswissenschaft«, erweitert in dem 2. Th. der Ausgabe des P. von demselben. P. ist der erste lyrische Dichter, in großartigem Styl. Liest man einen Hymnos von ihm, so ist es, als käme man in einen Palast, in dem Portal und Säulen und Alles, was darin ist, im höchsten und reinsten Styl geformt, den Sinn des Eintretenden erfreuen und erheben, als käme man in einen Saal, in dem Götter und Heroen und alle Edeln der griech. Vorzeit wohnen. Was Mythologie und Geschichte gaben,

die Herrlichkeiten der Länder, Inseln und Städte, die Großthaten der Vorfahren seiner Helden, die glänzenden Eigenschaften seiner Sieger, Alles wird von P. mit echt lyrischer Kunst und Begeisterung, die sogleich von dem Einzelnen auf das Allgemeine und in das Reich der Ideen hineilt, gepriesen. Der kühne Flug seiner Phantasie, der wie ein Waldstrom einherbraust, achtet nicht der Uebergänge und Verbindungen; das Ganze wird zwar durch nicht leicht sichtbare Fäden, doch kräftig zusammengehalten. Große epische Stücke, die durch ihre Behandlung einen lyrischen Charakter annehmen, werden als Episoden mehrern Hymnen eingewebt (z. B. Zug der Argonauten in der 4. pyth. Hymne, Geschichte der Euadne und des Jamos in der 6., die von Rhodos in der 7., die des Aeakos in der 8. olympischen u. a.; von den Ländern und Städten preist P. vorzüglich Rhodos, Opus, Korinth, Aetna, Kyrene, Athen, Theben, Aegina, Argos). In der verschiedenen Behandlung desselben Gegenstandes zeigt sich die wunderbare Fülle und Fruchtbarkeit von P.'s Geiste. Seiner religiösen und philosophischen Poesie Charakter ist hoher Ernst; auch wenn er von der Liebe spricht (Lied auf Theoxonos und Anfang der 8. nemeischen Hymne); wie ein Mitgenosse beschreibt er die Inseln der Seligen (2. olympische Hymne), und vor Allem ist er unerschöpflich im Lobe der Töchter der Musen, der Gesänge und im Lobe der Harfe Apollons. Erhabne, sinnvolle Wahrheiten gehen wie Göttersprüche aus seinem Mund hervor und erschüttern wie mit einer Zauberruthe das Gemüth des Lesers. Was nur Großes und Erhabenes von den Göttern, Herrliches von dem Mannssinn und der Tugend, Tröstendes über die Räthsel des Lebens, Erheiterndes bei dem Wandel des Irdischen, Ermunterndes zur Nacheiferung in der Weisheit, Tiefgedachtes über das Herz des Menschen und seine mancherlei Bestrebungen gesagt werden kann, findet sich bei P. Wie den Triumphatoren der Römer

in dem Augenblick der höchsten irdischen Hoheit zugerufen ward, ihrer Menschheit eingedenk zu sein, so erinnert der weise Dichter, damit seine Sieger sich des Kranzes nicht überhöben, oft mit ernsten und heiligen Worten an die Nemesis. — Von den Scholien über P. hat man sogenannte alte (bessere, aus den Erklärungen alter, vorzüglich alexandrinischer Gelehrten zusammengetragene, mit Zusätzen späterer Zeit vermehrte) und neue (*nur über die olympischen Oden, zuerst in der* Kalliergischen Ausgabe; nach der Aufschrift von Demetrios Triklinios, wahrscheinlich von Thomas Magister und Manuel Moschopulos gesammelt). Ausgaben: Erste, Ven. bei Aldus u. Asulanus, 1513; mit den Scholien von Kallierg, Rom 1515, 4.; von Er. Schmid, Witt. 1616, 4. (v. Rich. West u. Rob. Welsted); Orf. 1697, Fol., c. schol. v. D. Beck, 2 Bde., Leipz. 1792—95; n. Ausg. 1811; mit Var., Anm., Schol. u. Fragm., von Heyne, 3 Bde., Götting. 1798 u. 99; Schulausg. ebend. 1798; mit krit. Anm., Schol., lat. Vers., Comment. und Reg. v. Böckh, 2 Bde., 4., Leipz. 1811—18; von Ahlwardt (ed. min., die größere ist noch nicht erschienen), Leipz. 1820; auserlesene Oden mit Scholien und Anm., v. Gedike, Berl. 1786. Deutsche Uebersetzungen: metrisch v. Fähse, 2 Bde., Penig 1804—6; v. Thiersch, 2 Thle., Lpz. 1820; die olympischen Oden v. Bothe, Berl. 1808; dieselben pros. v. Gurlitt, Hamb. 1809, 4.

Pindar (Peter), s. Woolcott.

Pindarees (Freibeuter), nannte man im britischen Ostindien die berittenen Räuberhorden, welche (seit 1812) nach der Ernte, wenn das Bett der Nerbudda so seicht geworden war, daß Reiterei über ihre Furten setzen konnte, in das fruchtbare Gebiet der engl. Compagnie vordrangen, sich zerstreuten, Alles verheerten und was ihnen anstand in ihre Gebirge zurückschleppten. 1817 beschloß der brit. Generalgouverneur, Marquis Hastings (Lord Moira), die Vernichtung dieser

Räuber, deren Macht man auf 40,000 Reiter schätzte. Auf allen Punkten angegriffen, wurden sie besiegt und zerstreut; in einige Festen wurden Besatzungen der Compagnie gelegt und Geißeln nach Calcutta abgeführt, die andern festen Plätze der Pindarees aber geschleift, die Hauptmannschaften der Pindareeshäupter verkleinert, ein fliegendes Corps Sipoys am Ufer der Nerbudda für immer stationirt und eine Zahl junger Mannschaft unter die Nordarmee von Bengalen am Fuße des Himalaya und im Nepaulthale eingeschoben; endlich ward den unterworfenen Völkerschaften ein mäßiger jährlicher Tribut an Geld und an Rekruten auferlegt.

Pindemonte, 1) (Giovanni Marchese), geb. 1751 zu Verona; machte schon auf der Schule zu Modena Verse und improvisirte; bekleidete aber später das Amt eines Prätors zu Venedig. Einer metrischen Uebersetzung von Ovids »Mitteln wider die Liebe« (Vicenza 1791), die er unter dem Namen Eschilo Acanzio herausgab, folgten mehrere seiner eigenen Gedichte. Später schrieb er mehrere Tragödien, die aber jetzt ziemlich vergessen sind; sie erhielten dann den Beifall der Menge, während Alfieri's Dichtungen gleichgültig oder mit Widerwillen aufgenommen wurden. P. zeigte sich als Neolog in der Poetik und war einer der Ersten, welche die Herrschaft der Aristotelischen Regeln beschränkten. Seine 11 »Componimenti teatrali,« Mailand 1804, 4 Thle., bestanden nicht vor einer strengern Kritik. In seiner Lobrede auf Thomas von Aquino wollte P. durch Beredtsamkeit glänzen, zeigte aber nur Gelehrsamkeit. Gleich mittelmäßig war er als Prosaist und als Dichter. Genöthigt Venedig zu verlassen lebte er einige Zeit in Paris, wo er die Aufmerksamkeit von Bonaparte, damals erstem Consul, erregte und zum Mitgliede des italienischen Corps législatif ernannt wurde. P. st. 1812. 2) (Hippolyt, Ritter), Bruder des Vor., geb. zu Verona 1753; hatte sich

schon 18 Jahr alt eine Stelle unter den bessern Dichtern Italiens erworben. Vom Studium der Classiker Griechenlands- und Roms ging er an die Beobachtung der Welt und Menschen, durchreiste Italien, Frankreich und England. Die verschiedenen Gemälde, welche ihm der gesellschaftliche Zustand dieser Länder darbot, hatten großen Einfluß auf die Richtung seines Geistes. Seine demokratische Gesinnung ward aristokratisch, und den Freuden der Liebe entsagend versank er in Frömmelei; seine Werke tragen die deutliche Spur dieser innern Metamorphose. Die »Viaggi«, der längste seiner Sermonen, und »Abaritte«, ein ihm zugeschriebener Roman, sind eine Art von Tagebuch, die Betrachtungen des Verfassers während seiner Reisen enthaltend. Auch schrieb er: »Poesie campestri,« wo er mit Entzücken von Englands Landschaften und Sitten spricht. Im Allgemeinen athmen die Dichtungen P.'s Heiterkeit, Ruhe und das stille Glück des Herzens. Den Tod Hermanns, des Cheruskers, hat er zum Gegenstand eines Trauerspiels genommen, das sich von der Beschränkung alter Regeln lossagt, ohne sie jedoch ganz zu überwinden. Er hat in demselben Chöre von Kriegern und Jungfrauen eingeführt, welche für Muster des Styls gelten, indessen wurde sein »Arminio« nie aufgeführt und ist auch vielleicht dazu nicht geeignet. Zu P.'s besten Werken gehören seine lyrischen Gedichte, vorzüglich die Episteln und Sermonen, die eine Tiefe der Gedanken und Innigkeit der Gefühle offenbaren, welche ein Anklang der dem Verfasser wohl bekannten engl. Literatur zu sein scheinen. Außer mehrern Uebersetzungen aus Virgil, Ovid und Catull, die er 1781 mit Girolamo Pompei herausgab, wie 1785 den Homerischen Hymnus auf die Ceres, sind unter seinen zahlreichen Werken ausgezeichnet: »Elogia di Gessner« und »Il colpo di martello«. Den meisten Ruhm erwarben ihm: »Le prose e poesie campestri d'Ippolito Pindemonte e le

canzoni pastorali di Girol. Pompei«, Mailand 1827, wozu er durch Bertola's Uebersetzung der Geßner'schen Idyllen angeregt wurde. P. lebte zu Venedig als Mitglied des italienischen Instituts und verschiedener gelehrten Gesellschaften. Alterschwäche neigte ihn zu übertriebener Andächtelei, welche der Vollendung seiner Werke Abbruch that. P. st. zu Verona den 18. Nov. 1828.

Pindus, jetzt Mezzovo, ein alter, in der Mythologie häufig vorkommender Berg in Griechenland, welcher, so wie der Helikon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Musen war.

Pinel (Philipp), Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, einer der einflußreichsten Gelehrten Frankreichs für Psychiatrie, und für die Irrenhäuser das, was der große Howard für die Gefängnisse, war geb. am 11. April 1745 zu St. André bei Lavour im Tarndepart., wo sein Vater Arzt war. Er studirte zu Toulouse, wo er 1764 Doctor der Medicin wurde; 1778 wandte er sich nach Paris und wurde 1791 dirigirender Arzt an der Irrenanstalt Bicêtre und 1794 an der Salpétrière. In dieser Stellung erwarb er sich hohe Verdienste um die Einführung einer menschlichern Behandlung von Irren und überhaupt um Verbreitung richtiger Grundsätze in der Psychiatrik. Auch für die Pathologie wurde er in seiner Stellung als Professor der Pathologie an der medicinischen Schule wichtig, indem er, besonders im Geiste der Philosophie Condillacs, die unmittelbare Wahrnehmung von Erscheinungen als die Grundlage dafür aufstellte und tiefes Eindringen in das Wesen der Krankheit, als leere Grübelei, ablehnte. Auch war er eine Zeitlang Redacteur der »Gazette de santé«, so wie fleißiger Mitarbeiter vom »Dictionnaire des sciences méd.«; st., hochgeachtet in jeder Rücksicht, zu Paris 1826. Unter seinen Schriften nennen wir als die vorzüglichsten: »Traité sur l'aliénation mentale«, Paris 1791, n. A. 1809,



deutsch übersetzt von M. Wagner, Wien 1801; »Nosographie philosophique ou la méthode d'analyse appliquée à la médecine,« 2 Bde., Paris 1798, in öftern Ausgaben, neueste: 3 Bde., 1828, deutsch übers., 2 Thle., Kopenhag. 1799 u. 1800, auch Tübingen 1799, 1800; »Médecine clinique«, Paris 1802, neueste Aufl. 1815, deutsch übers. von A. v. Krauß, Paris 1802.

Pingré (Alexandre Gui), Kanonikus reg. der Congregation und Bibliothekar von St. Genovefa, Astronom und Geograph der Marine und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, ward hier den 4. Sept. 1711 geb. Er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde im Stift der heil. Genovefa zu Senlis erzogen. Seine Theilnahme an den Jansenistischen Streitigkeiten zog ihm Verfolgungen zu. In Rouen, wo er einer niedern Lehrstelle vorstand, veranlaßte ihn Le Cat, in der hier 1748 gestifteten Akademie der Wissenschaften die Stelle eines Astronomen anzunehmen, obgleich er jetzt erst das Studium der Astronomie begann, in dem er aber bald solche Fortschritte machte, daß er 1750 zum Correspondenten der pariser Akademie ernannt wurde. Nach Paris zurückberufen wurde er Kanonikus reg. und Bibliothekar von St. Genovefa, stand von 1751 an der neuerbauten pariser Sternwarte 40 Jahr lang vor und gab 1754—57 den ersten Schifferkalender, unter dem Namen: »Almanac nautique«, heraus, von welchem die »Connaissances de temps« (s. Lalande) nur die Fortsetzung bilden. 1756 ward er wirkliches Mitglied der Akademie und bereicherte von 1753—70 ihre »Mémoires« mit Beiträgen; besonders beschäftigte er sich mit Berechnungen von Kometenbahnen und Sonnen- und Mondfinsternissen. Er nahm nun als Geograph der Marine an verschiedenen Seereisen, für Prüfung von Seeuhren, Theil, beobachtete auch 1769 den Durchgang der Venus durch die Sonne auf dem Cap. français; st. zu Paris 1796.

Von seinen Schriften verdienen Bemerkung: »Cométographie,« 2 Bde., Paris 1783, 4.; »Histoire de l'astronomie du XVII. siècle«, Paris 1791, 4. u. m.

Pinienbaum, auch Zirbelbaum, wächst im südlichen Europa und gleicht der gemeinen Fichte, nur daß seine Nadeln 5—6 Zoll lang sind. Seine Zapfen enthalten 15—20 Nüsse, deren Kerne u. d. N. der Pinien- oder Zirbelnüsse in den Apotheken gebraucht werden. Ihr Geschmack gleicht dem der süßen Mandeln. Sie sind sehr ölreich.

Pinke (pinque), auch Tartane, eine Art Lastschiffe, hinten und vorn gleich rund, mit flachem Boden und dickem Bauche. Sie führen ungefähr 300 Tonnen und werden vorzüglich zum Stockfischfange gebraucht.

Pinturicchio (Leonardo), berühmter Maler der römischen Schule, führte gewöhnlich Compositionen von Piet. Perugino und Rafael aus, und bekam dafür von diesen den dritten Theil des Honorars. Er starb 1513. In Rom und Siena sind mehrere Werke von ihm; sein bestes Werk aber befindet sich in dem Dome zu Sospello.

Piombino, 1) Schutzstaat, zum Großherzogthum Toscana gehörig; liegt zwischen den Gebieten von Pisa und Siena am tyrrhenischen Meere, hat $6\frac{1}{5}$ QM., 14,000 (n. A. nur 6000, oder 18,000) Ew., ist morastig (1 QM. mit dem durchlaufenden Flusse Cornio), hat etwas Ackerbau, Viehzucht, gute Fischerei, gehört dem Hause Buoncompagni-Ludovisi, unter der Hoheit von Toscana, kam 1805 durch Schenkung Napoleons an den Gemahl seiner Schwester Elise, wurde 1815 zurückgegeben. 2) Hauptstadt darin, am Golf Fullenica; hat Fort, Schloß, die Centralbehörden des Fürstenthums, 1200 (4000) Ew., geringen Hafen.

Piombo (Sebastiano del), geb. zu Venedig 1485, Maler

aus der venetianischen Schule. Mehrere seiner Arbeiten wurden denen von Raphael gleichgeschätzt. Viele seiner historischen Gemälde ließ er unausgeführt; hingegen malte er eine große Anzahl Portraits, welche alle vortrefflich sind. Auch erfand er eine Composition von Kalk, Mastix und Harz, um auf diesem Grund an Mauern mit Oelfarben zu malen; st. 1547.

Pionniers heißen die in ein besonderes Corps gesammelten Mannschaften, welchen die Ausbesserung von Wegen und die hierher gehörigen Arbeiten, z. B. das Schlagen der sogen. Laufbrücken, Einrichten besonderer Colonnenwege u. dgl., obliegen. Bei mehreren Heeren sind sie mit den Sappeurs, Pontoniers verbunden.

Pipe, ein ursprünglich spanisches Wein- oder Oelmaß, das gewöhnlich 5 Eimer oder 300 Maß enthält. In Danzig hält eine Pipe span. Weins $2\frac{1}{2}$ Ohm, 1 Pipe Sekt aber 3 Ohm oder 12 Anker, oder 60 Viertel.

Pipin (vom plattdeutschen Pipe, Pfeife), I. fränkische Majordomus, 1) P. I., von Landen, aus einem edlen Hause in dem Lande an der Maas entsprossen, wo sein Vater Karlmann große Güter im Haspengau besaß, trug viel zur Entfernung von Theodorichs Kindern von Austrasien und dazu bei, daß Chlothar II. von Neustrien zu diesem Reiche gelangte, ward deshalb von ihm zum Majordomus ernannt. P.s gutes Vernehmen mit dem Bischof Arnulf von Metz war dem Lande sehr wohlthätig, da hierdurch die Zwiste der Geistlichkeit mit den weltlichen Großen aufgehoben wurden. Arnulfs Sohne Ansegisil gab P. seine Tochter Begga, und aus dieser Ehe stammt das Karolingische Haus. Bei der Unzufriedenheit, welche nach Chlothars Tode 631 über König Dagoberts üppiges Leben entstand, hatte P. als Majordomus einen schweren Stand und hielt sich nur durch seinen Eifer für Gerechtigkeit und seine Behutsamkeit aufrecht. P. st.

639; sein Sohn Grimoald behauptete die Stelle des Majordomus. 2) P. II. von Heristall, oder P. der Jüngere, des Vorigen Enkel, Ansegisils und Begga's Sohn; wurde nebst seinem Vetter Martin von den Austrasiern, welche sich nach Dagoberts II. Tode nicht unter des von dem neustrischen Majordomus Ebroin wieder aus dem Kloster geholten Königs Theoderich III. Herrschaft bequemen wollten, 680 zum Herzog von Austrasien und unter diesem Titel zum Regenten dieses Landes ernannt. Da zogen Theoderich und Ebroin wider sie zu Felde, und Martin und P. wurden geschlagen. Ersterer verlor durch den Verrath der Neustrier sein Leben, letzterer rettete sich in sein Land, und Ebroin konnte ihn weder durch List noch Gewalt bezwingen. Nach Ebroins Untergang durch Hermanfried 682 machte der neue neustrische Majordomus Waratto mit P. Frieden. Als nach Waratto's Tode eine Partei unter den Leudes dessen Schwiegersohn Berthar zum Majordomus erhoben, mußten mehrere von denen, die sich dieser Wahl widersetzt hatten, Schutz bei den Austrasiern suchen. P.s Unterhandlungen für sie fruchteten bei Berthar nichts; daher ergriff P. das Schwert 687, schlug die Neustrier bei Testri und bemächtigte sich der Stadt Paris, der königlichen Schätze und der Person des Königs selbst. Dieser mußte ihn zum Majordomus aller drei Reiche machen, und P. regierte nun nach Gefallen, aber auf solche Weise, daß er sich bald das allgemeine Zutrauen erwarb. Er führte die nicht mehr Statt habenden Volksversammlungen auf dem Märzfelde wieder ein, so daß neben den Leudes und ihrem Anhange auch das Volk der Freien an den öffentlichen Berathschlagungen Theil nahm. Nachdem P. das Innere der Monarchie in Ordnung gebracht, suchte er die Völker, die sich bei diesen Unruhen von der Oberherrschaft der Franken losgemacht, wieder zum Gehorsam zu bringen. Den den Heidenbekehrern tapferen Widerstand leistenden König der

Friesen schlug P. und machte ihn zinsbar. Doch 697 kriegte Ratbod von Neuem, P. schlug ihn bei Dürstädt und ließ, um den Frieden zu befestigen, seinen Sohn Grimoald die Tochter des friesischen Fürsten Teutsand heirathen. Gegen die Alemannen machte P. 709 und 710 siegreiche Feldzüge. Da der merowingische Thron durch das schnelle Hinsterben der jungen Könige so oft erledigt ward, so ist P. dem Verdachte der Schuld daran nicht entgangen. Auf König Theoderich III. folgte sein zehnjähriger Sohn Chlodowich III. (691—695), auf diesen sein zwölfjähriger Bruder Childebert III. (695—711), auf diesen der minderjährige Dagobert III. Dem letzten sandte P., nachdem Notbert, den er, als er nach Austrasien zurückkehrte, gleichsam als Wächter des Königs Theoderich III. und seiner Nachfolger in Neustrien zurückgelassen hatte, seinen eigenen Sohn Grimoald als Majordomus zu, seinem andern Sohne Drago gab er das Herzogthum Champagne. Nach Grimoalds Ermordung durch Rangar zu Lüttich setzte er an dessen Stelle Grimoalds hinterlassenen Sohn, den Knaben Theudebald, zum Majordomus ein. So groß war bereits seine Macht. Er selbst st. 714. Von seiner Gemahlin Plektrude hatte er 2 Söhne, Drago und den erstgenannten Grimoald; von Alpais, die er sich noch bei Plektrudens Lebzeiten beigelegt, Karl Martell und Childebrand. II. Könige der Franken. 3) P. der Kurze, Karl Martells 2. Sohn; wurde von ihm 739 zu dem Könige der Longobarden Luitbrand geschickt, daß er nach der Sitte ihm das erste Haar abnehmen möchte; dieser that es und wurde so sein zweiter Vater. Kurz vor seinem Tode 741 theilte Karl Martell, mit Zuziehung der Großen, das Reich unter seine Söhne; Karlmann erhielt Austrasien nebst Alemannien und Thüringen; P. Neustrien nebst Burgund und der Provence; Gripho sollte Antheil von Neustrien, Burgund und Austrasien haben. Aber Karlmann und P. nahmen

ihn in Laon gefangen und setzten ihn auf die Burg Neufchateau in den Ardennen. Gegen sie erhoben sich die Herzöge von Baiern, von Schwaben und Aquitanien. Sie wendeten sich zuerst gegen Hunold, der ihnen getreu zu sein bereits bei ihres Vaters Leben geschworen. Auf diesem Zuge machten sie eine neue Eintheilung der Länder unter sich; auch gaben sie in diesem Jahre den Franken wieder einen König, Childerich III. Den Herzog Odilo von Baiern und den ihm verbündeten Herzog Theobald von Schwaben, schlugen sie 743 am Lech und zwangen Odilo zur Unterwerfung. Während hierauf Karlmann die Sachsen zum Frieden nöthigte, suchte P. Theodebalden in seinem Lande heim. Beide zwangen 745 den Herzog von Aquitanien, Geißeln zu stellen. Herr des ganzen französischen Reichs ward P. 747, als Karlmann den Kriegsmantel mit der Mönchskutte vertauschte. Zuvor hatte dieser seinem gefangenen und beraubten Halbbruder Gripho die Freiheit und Güter verschafft. Gripho aber konnte nicht ertragen, daß P. das ganze Reich besitzen sollte. Da ward P. in neuen Krieg verwickelt; denn die Schwaben, Baiern und Sachsen wollten ihm die gegen Karlmann eingegangenen Verbindlichkeiten nicht halten. Zu den Sachsen floh Gripho. Gegen sie brachte der bedrängte P. die Friesen und Slawen in die Waffen. Er selbst bezwang die Nordschwaben. Gripho floh zu den Baiern und verdrängte den minderjährigen Thassilo. P. eilte gegen die Baiern, sie lieferten ihren neuen Herzog aus, und P. überließ das Land Thassilo als fränkisches Lehn. Alemannien ließ P. durch Grafen verwalten. Auch ward der sächsische Heerführer Theoderich gefangen. Nach dieser Befestigung des fränkischen Reichs glaubte P., daß die Zeit gekommen, die merowingischen Könige vom Thron zu stoßen und ihn selbst mit Hülfe des römischen Stuhls zu besteigen. Auf einer Versammlung der Franken, 751, brachte er es dahin, daß nach Rom gesandt ward, mit der Frage:

ob derjenige mit Recht König heiße, welcher sorglos daheim sitze, oder derjenige, welcher die Last des Reichs und aller Staatsgeschäfte zu tragen habe. Der Papst Zacharias antwortete: es sei besser, daß derjenige König heiße, auf dem die Regierung beruhe. Da ließ P. Childerich III., der darum die Regierung nicht geführt, weil man ihm die Hände gebunden, und seinen Sohn Theoderich in Klöster stoßen, und sich zu Soissons auf den Schild erheben und vom heiligen Bonifacius, der über die Politik sein Gewissen vergaß, zum Könige salben, nebst seiner Gemahlin Bertha (752). Von dem heldenmüthigen Könige der Longobarden, Aistulph, welcher die griechische Herrschaft in Ober-Italien durch Eroberung des Restes des Exarchats beendigt, heftig bedrängt flehte der Papst Stephan III. P. um Schutz an. Da ließ P. ihn zu sich kommen und sich zu St. Denis von ihm nochmals salben und krönen, und zugleich auch seine Söhne Karlmann und Karl (d. Gr.). Allen drei übertrug der Papst im Namen des römischen Senats und Volks das Patriziat. An den Clausen der Alpen überwand P. 756 die Longobarden; Aistulph, nach Pavia geflohen, gelobte, die fränkische Oberherrschaft anzuerkennen und Ravenna mit dem Exarchat abzutreten, erfüllte aber nach P.s Abzuge die Versprechungen nicht und belagerte Rom. P. zog 757 wieder gegen ihn, schlug ihn, belagerte ihn in Pavia und zwang ihn zur Erlegung einer Geldsumme von 30,000 und einer jährlichen Steuer von 5000 Goldgulden und zur Abtretung des Exarchats, welches P. dem römischen Stuhl schenkte, ungeachtet der Anträge der kaiserlichen Gesandten. 753 bis Remen an der Weser vordringend, hatte P. die Sachsen zu einem jährlichen Zinse von 300 Rossen gezwungen; doch 757 mußte er sie in der Schlacht bei Sitten im Münsterschen von Neuem überwinden. Durch Eroberung Narbonnes vertrieb er die Sarazenen völlig über die Pyrenäen. Von 760 — 768 that er wiederholte

Heerfahrten wider den Herzog Walfer von Aquitanien, und als dieser umgekommen, schien Aquitanien bei P.s Absterben 768 unterworfen; aber gegen seine Söhne und Nachfolger Karlmann und Karl, unter die P. bei Annäherung seines Todes das Reich getheilt, erhob Hunold von Neuem die aquitanischen Waffen. III. Abkömmling Karls d. Gr. 4) P. mit dem Höcker, Karls des Gr. und Himildrudens natürlicher Sohn, ließ sich 792 durch die Franken, welche über Fastrads, der Gemahlin Karls des Großen, Grausamkeit aufgebracht waren, in die Verschwörung gegen das Leben Karls und seiner ehelichen Söhne ziehen, indem sie ihm das Reich versprachen. Als im Kriege gegen die Avaren Karl in Baiern überwinterte, stellte sich P. krank und verband sich mit den Mißvergnügten; aber der Longobarde Fardulf entdeckte es. Karl ließ auf einer Versammlung zu Regensburg Gericht über die Verschwornen halten, alle wurden zum Tode verurtheilt. In Hinsicht P.s verwandelte der königliche Vater die Strafe dahin, daß P. zum Mönch geschoren und in das Kloster Prüm (n. And. anfangs nach St. Gallen, später nach Prüm) gebracht ward; starb 811. 5) Karls des Großen und Hildegards 2. Sohn, König von Italien, geb. um 777, hieß früher Karlmann, erhielt den Namen P., als er zu Rom 781 vom Papst Hadrian getauft und zum Könige von Italien gekrönt ward. Zum Lehrer in den Staatsgeschäften hatte er seinen Verwandten Adalhard, nachmaligen Abt von Corvei. Im Kriege gegen den Herzog Thassilo von Baiern 787, während sein Vater auf das Lechfeld zog, drang P. mit seinen italischen Truppen in Tyrol ein. Nachdem sein Heer aus dem Feldzuge gegen die Avaren 791 zurückgekehrt war, wurde er mit ihm gegen Benevent gesendet, welches er größtentheils verheerte. Doch schon 792 (oder 793) mußte er in Verbindung mit seinem Bruder abermals gegen die Beneventaner ziehen. In den Ring, den Herr-

scherſitz der Avaren, drang er 796 ein und brachte die unermeßlichen Schätze derſelben nach Aachen zu ſeinem Vater. Mit den Baiern und einem Theile der Longobarden verheerte er 797 das Land der Slaven. 799 zog er mit ſeinem Vater in das Land der Sachſen. Nachdem er 800 der Verſammlung zu Tours beigewohnt, wurde er in das Land der Beneventaner, es zu verheeren, geſandt. Bei Karls des Großen Theilung ſeines Reichs unter ſeine Söhne zu Thionville, 806, erhielt P. Baiern und Italien. In letzteres Land zurückgekehrt ſandte er eine Flotte gegen die Corſica verwüſtenden Mauren, welche ſich bei der Nachricht von der Ankunft der Heeresmacht P.s entfernten. Mit dem Admiral des griechiſchen Kaiſers Nikephoros, dem Patricier Niketas, der mit ſeiner Flotte zu Venedig lag, ſchloß P. 805 einen Waffenſtillſtand, und die griechiſche Flotte ſegelte nach Conſtantinopel zurück. Doch wurden die von dem griechiſchen Admiral Paulus, der 809 im adriatiſchen Meere erſchien, mit P gepflogenen Friedensunterhandlungen von den Herzögen der Venetianer Wilheran und Beatus vereitelt. Da ließ P. durch ſeine Flotte Venedig 810 erobern und Wilheran und Beatus zur Unterwerfung bringen. Dem hierauf angegriffenen Dalmatien eilte Paulus mit der orientaliſchen Floite zu Hülfe, und P.s Schiffe zogen ſich zurück. Bald darauf, den 8. Juli 810, ſt. er an der Peſt; ſein Sohn Bernhard erhielt Italien. **IV. Könige v. Aquitanien.** 6) P. I., Kaiſer Ludwig des Frommen und Ermengards 2. Sohn; wurde 814 von ſeinem Vater nach Aquitanien, ſeinem künftigen Theile des Reiches, geſchickt und in der Theilung von 817 darin beſtätigt, drang 819 auf Befehl des Vaters in Waskonien ein und ſäuberte es von Rebellen; erhielt 822 die Tochter des Grafen Theotbert zur Gemahlin, befehligte 824 eine Heerabtheilung gegen die Bretonen. Wider Aizo und die Sarazenen, zu denen er übergegangen, heerfahrtete P.

827 in die spanische Mark, aber wegen Saumseligkeit der Heerführer ohne glücklichen Erfolg. Durch Einflüsterungen und Drohungen ließ sich P. 830 von den Unzufriedenen bewegen, sich gegen den Vater zu erheben. Zu Compiegne ließ er viele Anhänger des Vaters bestrafen und der gefangenen Kaiserin Judith, seiner Stiefmutter, durch Androhung entsetzlicher Martern das Versprechen abzwingen, ihren Gemahl zur Niederlegung der Krone zu bewegen und selbst ihr übriges Leben im Kloster zuzubringen. Hierauf gab er den Vater in die Gewalt s. herbeieilenden Bruders Lothar. Gegen diesen suchte aber der Mönch Guntbald von Soissons in P. und seinem Bruder Lothar Mißtrauen zu erregen. Um so leichter kam der alte Kaiser auf dem Reichstage zu Nimwegen durch die Deutschen wieder zu Freiheit und Thron und ward von ihm nach Aquitanien entlassen. Ungehorsam, erschien P. nicht auf dem Reichstage zu Thionville im Herbst 831, und als er daher um Weihnachten zu Aachen vom Vater kalt empfangen wurde, floh er am Anfange d. J. 832 aus der kaiserlichen Pfalz in sein Reich Aquitanien. Auf der Versammlung zu Limoges ward daher P. Aquitanien abgesprochen und er selbst mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in die Haft seines Vaters gegeben. Auf dem Wege nach Trier, wo er zur Züchtigung gefangen gehalten werden sollte, zu nachsichtig bewacht, entfloh er und irrte umher, während sein Vater in Aquitanien war und die Vasallen P.s dem Halbbruder desselben, Karl dem Kahlen, Treue schwören ließ. Als jedoch der Kaiser beim Herannahen des Winters Aquitanien verließ, kehrte P. dahin zurück. 833 vereinigte er sich gegen seinen Vater mit seinen Brüdern Lothar und Ludwig bei Kolmar, u. die Auftritte auf dem Rothfeld (seitdem Lugenfeld genannt), unter dem Beistande des Papstes Gregor IV., brachten den Vater in der Söhne Gewalt. Da aber Lothar die Früchte des Frevels gegen den Vater allein ernten

wollte, ließ Pipin sich von Ludwig von Baiern zu einer Verbindung zur Befreiung des schmählich Behandelten bewegen. Im Frühlinge 834 versammelte P. seine Getreuen an der Loire, und Lothar zog gegen ihn. Ueberschwemmungen verzögerten den Kampf, und der Kaiser wurde durch Unterhandlungen frei. Die Gefahr, welche hierauf dem befreiten Vater durch einen Heereszug Lothars drohte, half P. mit s. Heere abwenden und bewies sich nun überhaupt gegen s. Erzeuger gehorsam und gefällig, indem er auch dem Befehle nachkam, alles den Kirchen Entzogene ihnen wieder zurückzuerstatten. Er st. d. 13 Dec. 838 und hinterließ die unmündigen Söhne Pipin und Karl.
7) P. II., des Vor. ältester Sohn; wurde nach s. Vaters Tode 838 von einem Theile der Aquitanier zum König erwählt, während die andern den Befehl des Kaisers Ludwig des Frommen erwarteten. Dieser begab sich mit seiner ihn beherrschenden Gemahlin Judith nach Aquitanien und ließ es ihrem Sohne, Karl dem Kahlen, huldigen. Nach des Kaisers Tode 840 überzog P. Judith mit Heeresmacht, wurde aber von dem herbeieilenden Karl in die Flucht geschlagen. Seinen Bundesgenossen, Herzog Bernhard von Septimanien, verlor P. 841, indem ihn Karl auf seine Seite zog. Zu s. Oheim Lothar stieß P. 841 und schlug mit ihm gegen Ludwig den Deutschen und Karl die große Schlacht bei Fontenaille. P. focht tapfer; es schwankte lange der Sieg; er mußte sich aber endlich auch zurückziehen, da Lothar sogleich geflohen. Der Sieger Karl wandte sich nun nach Aquitanien, und brachte durch Wilhelm, Bernhards Sohn, Verbündete P.s auf seine Seite. Als Lothar von s. Bruder von Neuem bedroht ward, zog P. ihm wieder zu, ging aber bald, erfüllt von Reue über s. Bündniß mit dem Unentschlossenen und Unthätigen, der Karl im Walde Le Perche an der Marne hätte aufreiben können, in sein Land zurück. Das folgende Jahr dann, 642, als Lothar mit Ludwig und Karl

Frieden geschlossen, konnte Letzterer sich wieder gegen P. wenden. Er wurde nach Aquitanien zurückgetrieben und mußte sich hier vor Karl verbergen. Häufige Einfälle that Karl nun seit 843, aber nicht ohne großen Verlust. Wilhelm, seines Vaters Tod zu rächen, eroberte mit Hülfe P.s Toulouse. Karl belagerte es nun; aber dem Heere, das aus Francien zu ihm eilte, brachte P. im ecolesimer Gaue d. 7. Juni 844 eine gewaltige Niederlage bei. Daher ließen auch die im Oct. zu Thionville vereinigten Brüder Lothar, Ludwig und Karl ihrem Neffen P. entbieten, mit Karl Frieden zu schließen, oder einer gemeinsamen Heerfahrt gegen ihn zu gewärtigen. 845 zu Fleury leistete P. Karl den Lehnseid. Als P. sich bei den Einfällen der Dänen 848 zu unthätig bewies, wählten die Aquitanier Karl zu ihrem Könige, welcher in dieses Land eindrang. P. irrte nun in Aquitanien umher, bis Karl im Februar 850 das Land verließ und die Aquitanier, seiner überdrüssig, P. wieder zum Könige annahmen. Aber 852 wurde P. vom Grafen Sancius v. Waskonien gefangen, von Karl nach Francien gebracht und im Kloster des heil. Medardus zu Soissons zum Mönch geschoren. Den erzwungenen Eid, zu bleiben, nicht achtend, ging Pipin 854 nach Aquitanien, und der größte Theil des Volkes strömte ihm zu. Doch schon 856 verwarfen die Wankelmüthigen P. wieder und nahmen Karl, Karls des Kahlen Sohn, zum König. Da sah sich P. genöthigt, mit den dänischen Seeräubern sich zu verbinden; doch Karl Vater und Sohn nahmen ihn 858 auf und gaben ihm Aquitanien, Grafschaften und Klöster. Als aber 859 alle Aquitanier sich zu Karl dem Jüngern wendeten, schloß sich P. dem Grafen Rotbert und den Bretonen an; 864 vereinigte er sich mit den Normannen und nahm ihre Bräuche an. Durch Arglist ward er von dem Herzoge Rainulf von Aquitanien gefangen, auf der Reichsversammlung zu Pistres zu Anfang des Juli 864 als Verräther des Vater-

landes und der Christenheit zum Tode verurtheilt und zu Senlis in lebenslänglicher Haft gehalten. V. Andere Personen. 8) P. I., ältester Sohn des Königs Bernhard von Italien, gelangte bei s. Vaters Entsetzung durch Ludwig den Frommen nicht zur Nachfolge, sondern s. Vetter, des Kaisers Sohn, Lothar. Bei des letztern Kriege gegen s. Vater, hing P. diesem an, half die in Italien gehaltene Kaiserin Judith ihren Feinden, die sie tödten wollten, entreißen und unverletzt nach Aachen bringen. Nach Ludwigs Tode hing P. dessen jüngstem Sohne, Karl dem Kahlen an, bis Lothar 840 bis an die Seine vordrang und der Abt Hilduin von St. Denis und der Graf von Paris von Karl abfielen. Da fügte sich auch P., um s. Güter nicht zu verlieren, den Umständen und unterwarf sich Lothar. P. hinterließ Bernhard, P. und Heribert. 9) P. des Vor. 2. Sohn, ein Graf; begleitete 877 den Kaiser Karl den Kahlen nach Italien, war unter den Gesandten, welche dem Papst Johann; der dem Kaiser bis Pavia entgegenkam, entgegengeschickt wurden. Als 892 der größte Theil der französischen Großen von dem in Aquitanien weilenden König Odo abfielen, brachten es P., sein Bruder Graf Heribert, und der Erzbischof Fulco von Rheims dahin, daß Karl der Einfältige zu Rheims auf den Thron von Frankreich gehoben ward.

Piräus, s. Athen.

Pirithous, Sohn des Jupiter und der Dia, ein berühmter König der Lapithen und vertrauter Freund des Theseus. Nach seiner Gemahlin Hippodamia Tode machte er mit Theseus den Plan zur Entführung der spartanischen Helena, und da sie dem Theseus durchs Loos zufiel, so sollte dieser nun dem Pirithous des Pluto Gemahlin, Proserpina, entführen helfen. Sie stiegen zur Unterwelt hinab, konnten aber, da sie sich niedersetzten, nicht wieder aufstehen; oder wurden, nach einer andern Mythe, bei ihrer Ankunft

von den Furien niedergestürzt und P. mit 300 Kette gefesselt. Herkules unternahm es, sie zu befreien; dies gelang ihm aber nur mit dem Theseus; Pirithous mußte bleiben.

Pirker (Mariane), geb. 1724, berühmte Sängerin; wurde von einer Herzogin von Würtemberg, an deren Hofe sie angestellt war, ganz wie Freundin behandelt. Als die Herzogin mit ihrem Gemahl in Zwist gerieth und sich am Ende ganz von ihm trennte, ließ er die P. auf Hohen-Asperg einsperren, wo sie 8 Jahre lang ihrer Freiheit beraubt war und dadurch periodische Anfälle von Wahnsinn bekam. Nach ihrer Freilassung verlebte sie ihre übrige Lebenszeit in Heilbronn oder dessen Nähe; starb 1783.

Pirkheimer (Bilibald), oder Pirkhaimer, ein berühmter nürnbergischer Rathsherr, geb. 1470 zu Eichstädt, aus einem der angesehensten Geschlechter Nürnbergs abstammend und der Sohn eines gelehrten Staatsmannes, dessen Bischof er als Rittersmann im schwäbischen Bunde diente; studirte dann 7 Jahre zu Padua und Pisa und wurde hierauf Rathsherr und Truppenanführer von Nürnberg beim Heere Kaiser Maximilians I. im schwäbischen Kriege. Auch die Kaiser Maximilian I. und Karl V. gebrauchten und ehrten ihn wegen seiner großen Gelehrsamkeit und Weisheit als ihren Rath. Er war als Literat, Diplomat, Senator und Feldherr ein gleich ausgezeichneter Mann. Als Greis lebte er, nachdem er wegen kleinlicher Chikanen seine Entlassung aus den Diensten der Stadt Nürnberg genommen hatte, bloß den Wissenschaften und machte sich um die Beförderung der Reformation verdient; st. 1530. Seine Briefe an berühmte Gelehrte seiner Zeit, historisch-politischen Schriften und satyrischen Gedichte zeichnen sich durch helle Ansichten, Scharfsinn, Gelehrsamkeit, neue Ideen und eine den altklassischen Mustern nachgebildete Schreibart rühmlichst aus.

Piron (Alexis), geb. zu Dijon 1689, der Sohn von **Aimé** Piron, der sich als Dichter in burgundischer Mundart bekannt gemacht hat, verlebte 30 Jahre in seiner Vaterstadt unter Ausschweifungen und Vergnügungen. Ein schmutziges Gedicht, wodurch er sich in sehr übeln Ruf gesetzt hatte, wurde die Ursache, daß er nach Paris ging. Da seine Familie ihn wenig unterstützen konnte, so machte er zunächst die Feder zu seinem Erwerbszweige (denn er schrieb schön), und trat als Secretair in die Dienste des Herrn v. Bellisle, nachher in die eines Finanzpachters. Verschiedene Stücke, in denen man sonderbare neue Einzelnheiten und eine anziehende Erfindung erblickt, und die er für den »Spectacle de la foire« schrieb, gründeten zuerst s. Ruf; die »Métromanie« aber erhob ihn in den ersten Rang der franz. Lustspieldichter des 18. Jahrh. Dieses an neuen Zügen, Witz und Laune reiche Stück wurde 1738 auf das Théâtre français gebracht, und steht noch jetzt in verdientem Ansehen. Allgemein bekannt sind von ihm eine Menge witziger Einfälle und Antworten, wie denn Voltaire ihn vielleicht unter allen s. Gegnern am meisten fürchtete. Aber diese Eigenschaft war es auch hauptsächlich, die ihm den Eintritt in die Akademie versperrte. Er rächte sich zwar dadurch, daß er diese Gesellschaft les invalides du bel esprit nannte, und in der auf sich selbst verfaßten Grabschrift:

> Ci-gît Piron, qui ne fut rien,
> Pas même Académicien,

verspottete; dennoch war er mehr als einmal bemüht gewesen, eine Stelle in derselben zu erhalten. Er starb 1773. Seine sämmtlichen Werke (7 Bände, und 9 Bände in 12., 1776) enthalten Tragödien (unter denen »Gustav Wasa« am meisten geschätzt wird), Komödien, Oden, Episteln, Epigramme und Erzählungen in Versen, die zwar den Lafontaine'schen an Naivetät und den Voltaire-

schen an Feinheit und Grazie nachstehen, die sich aber durch einen freien, lustigen Ton auszeichnen.

Pirouette, ein kleiner Kreisel; in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf einem Fuße, der Kreisschwung oder Drehschwung; in der Reitkunst die schnelle, aber sehr enge Werfung des Pferdes, so daß es mit dem Kopfe auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweife war. — Pirouettiren, kreiseln, im Kreise drehen.

Pisa, eine der ältesten und schönsten ital. Städte im Großherzogthum Toscana, liegt in einer freundlichen Ebene, ungefähr 24 (ital.) Meilen vom Einflusse des Arno in die See. Die Luft ist ziemlich gesund und fast das ganze Jahr hindurch frühlingsartig mild. Statt der frühern 150,000 Ew. zählt die Stadt jetzt kaum 17,000; Stille und Einsamkeit sind daher hier, wie in andern großen Städten Italiens, die ihre historische Rolle zu Ende gespielt, herrschend geworden. Der Arno theilt die Stadt in 2 fast gleiche Hälften, welche durch 3 Brücken in Verbindung stehen. Die beiden großen Kais (Lungarno) sind mit Gebäuden im edelsten Style geschmückt, deren wehrhaftes Aussehen an die kriegerischen Zeiten der Republik erinnert. Die Straßen sind großentheils breit, gerade, herrlich gepflastert; aber das häufig zwischen den Steinen wachsende Gras ist ein trauriger Zeuge der Entvölkerung. Unter den 80 kirchlichen Gebäuden ist der Dom, von einem griech. Architekten erbaut, ein Ehrfurcht einflößendes Gebäude, reich an Sehenswürdigkeiten. Hinter diesem steht der berühmte, im 12. Jahrh. von einem Deutschen, Namens Wilhelm, erbaute hängende Glockenthurm, dessen Abweichung vom Perpendikel beinahe 13 Fuß beträgt. Er ist rund, ganz von Marmor, besteht aus Reihen Säulen über einander und ist 168 Fuß hoch. (Es ist kein Zweifel, daß dieser schöne Thurm wirklich gesunken sei. Man hat das Vorurtheil, als wenn er so hangend erbaut worden, hinrei-

chend widerlegt. Er hat sich bloß dadurch erhalten, daß die Steine so wohl gehauen und die Materialien außerordentlich gut verbunden sind. Andere glauben jedoch, er sei wahrscheinlich absichtlich mit seiner Schiefe erbaut worden, und größer würde das Wunder sein, wenn er sich so geneigt hätte, ohne zu stürzen, oder Risse zu bekommen. Vier Miglien von der Stadt entfernt, am Fuße des Berges S.-Giuliano, auch nach diesem Berge genannt, liegen die pisanischen Bäder. Zwölf warme, schwefelhaltige Quellen sind hier von großen, zweckmäßigen Gebäuden eingeschlossen, worin für alle Bedürfnisse der Badegäste auf das vollkommenste, minder indeß für ihre Unterhaltung gesorgt ist. Diese Bäder werden jetzt bei weitem nicht mehr so stark besucht, als in der Mitte des vorigen Jahrh. Auch die 7 Miglien von Pisa entfernte prächtige Karthause ist sehenswerth. Handel und Gewerbe sind höchst unbedeutend.

Pisang, der Paradies-, der Adams-Feigenbaum, ein schönes, palmenartiges Staudengewächs in Asien, Afrika, Westindien, dessen baumartiger Stamm eine Höhe von 20 Fuß erreicht; die Blätter sind gegen 10 Fuß lang, 2 breit. Die Früchte, unsern Gurken sehr ähnlich, sind schmackhaft und erquickend; die Blätter dienen statt Leinwand zur Bedeckung der Häuser.

Pisé-Bau, eine 1791 von dem franz. Baumeister Cointeraux bekannter gemachte Bauart, wo man in einer hölzernen Form Erde zusammenstampft und sie dann zum Aufführen der Mauern braucht, die auf steinernen Grund gesetzt werden; sie sind weit dauerhafter als Lehmwände und werden noch zu mehrerer Festigkeit mit einem Gyps oder Kitt überzogen. Das Werkzeug, womit auf diese Art die Erde festgestampft wird, heißt Pisoir.

Pisistratus, ein berühmter Athenienser, war von edler Abkunft, die er selbst von Kodrus, dem letzten König von Athen, ablei-

tete, und erbte von seinem Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter einer Volksregierung so oft gelingt; er gewann die niedere Classe der Bürger durch einnehmende Leutseligkeit und ungemessene Freigebigkeit. Er verschaffte ihnen Erleichterungen, öffnete s. Gärten ihren Vergnügungen, tröstete die Kranken u. ließ die Todten beerdigen; in allen s. Reden war er Anwalt der bürgerlichen Gleichheit und der demokratischen Verfassung. Solon durchschaute die Kunstgriffe s. Betragens, und äußerte s. Besorgnisse sowohl gegen ihn als gegen Andere. Nur zu bald gingen sie in Erfüllung. Eines Tages erschien P. mit mehrern leichten Wunden, die er sich selbst zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief seine Mitbürger um Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er sagte, wegen seiner Anhänglichkeit an die Demokratie nach dem Leben trachteten. Sogleich wurde eine Volksversammlung veranstaltet, in welcher einer s. Freunde vorschlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit s. Person gegeben werde sollte. Dieser Vorschlag wurde, so sehr sich auch Solon widersetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er sich in Besitz der Burg von Athen setzte. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus s. dienstbar gewordenen Vaterlande auswanderte (560 v. Chr.). Wenngleich aber P. durch die Art, wie er sich in Besitz der Herrschaft setzte, den Vorwurf der Tyrannei auf sich zog, so gebrauchte er doch diese Gewalt keineswegs als Tyrann; denn kein gesetzmäßiger Fürst hätte mehr Mäßigung oder mehr Achtung für das Wohl s. Volks zeigen können. Er machte keinen Versuch, die weisen Gesetze Solon's abzuschaffen, sondern bestätigte und erhöhte ihr Ansehen; immer zeigte er die größte Verehrung gegen den Gesetzgeber; aber seine Bemühungen, ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen, waren vergeblich. Indeß war P.'s Obergewalt noch nicht gesichert.

Megakles, der an der Spitze einer feindlich gesinnten Partei stand, verließ mit seiner Familie das athenienſische Gebiet und knüpfte mit einer dritten Partei einen Briefwechsel an, in der Absicht, die Macht des P. zu stürzen. Ihre Anschläge gelangen, und P. war genöthigt, auszuwandern. Da aber Megakles mit der Partei, mit welcher er sich verbunden hatte, bald unzufrieden wurde, so machte er dem P. den Vorschlag, ihn zurückzuführen, wenn er s. Tochter zur Gemahlin nehmen wollte. Diesen Vorschlag ging Jener sogleich ein. Seine Rückkehr wurde durch eine List bewerkstelligt, die ein auffallendes Beispiel von der Leichtgläubigkeit des Volks abgibt. Man wählte ein Frauenzimmer von hohem Wuchse und majestätischer Gestalt, kleidete sie in die Rüstung der Minerva und kündigte an, daß die Göttin selbst den P. zurückführen werde. Auf einem prächtigen Wagen zog er feierlich mit ihr in die Stadt ein und wurde ohne Widerstand sogleich wieder eingesetzt. Diese Thatsache wird vom Herodot verbürgt, der sie jedoch lächerlich nennt. P. heirathete, wie er versprochen hatte, die Tochter des Megakles, lebte aber, da er schon eine Familie hatte, nicht mit ihr als seine Gattin. Um diese Kränkung zu rächen, bildete Megakles aufs neue eine Gegenpartei, welche dem P. so furchtbar erschien, daß er sich freiwillig nach Eretria begab. Hier beschäftigte er sich mit der Erziehung s. Söhne und den Mitteln, s. Herrschaft durch Gewalt wieder zu erlangen. Endlich, im 11. Jahre dieser zweiten Verbannung, betrat er Attika an der Spitze eines Heeres. Viele Athenienser, die mit der Demokratie unzufrieden waren und seiner frühern Wohlthaten gedachten, stießen zu ihm. Nachdem er die ihm entgegengesandten Truppen durch einen Ueberfall zerstreut hatte, zog er in die Stadt ein und bemächtigte sich zum dritten Male der Obergewalt, und zwar ohne Blutvergießen. P. fuhr fort, mit s. ehemaligen Milde zu herrschen; um aber die Volkspartei zu schwächen,

ergriff er eine Maßregel, die für den Staat sehr nützlich war. Er zwang viele der müßigen Einw., die Stadt zu verlassen und die umliegenden Gegenden anzubauen, welche dadurch mit Kornfeldern u. Olivenpflanzungen bedeckt wurden. Dadurch, daß er von Jedem den 10. Theil s. Einkommens und Erwerbs forderte, vermehrte er die Staatseinkünfte, welche er auf prachtvolle öffentliche Gebäude verwendete. Auch suchte er die Bildung der Athenienser zu befördern. Er legte eine öffentliche Bibliothek an; die Gesänge Homer's wurden auf s. Veranstaltung gesammelt. Da er wohl wußte, wie verhaßt die Tyrannei sei, verbarg er sorgfältig s. Macht unter dem Aeußern eines gewöhnlichen Bürgers. Er unterwarf sich, wie jeder Andere, dem Ausspruche des Areopagus, vor dem er eines Mordes angeklagt worden, und betrug sich überhaupt mit eben so viel Klugheit als Milde. Auf diese Weise übte P. die Oberherrschaft, nicht als Unterdrücker, sondern als Vater s. Vaterlandes, welches kaum je einer längern Ruhe und Wohlfahrt genoß. Er st. 527 vor Chr. und hinterließ als Erben s. Gewalt seine Söhne Hippias und Hipparchus, welche sich jedoch darin nicht zu erhalten wußten.

Piso. Diesen Beinamen führten mehre Römer aus dem calpurnischen Geschlecht. L. **Calpurnius** P. besiegte als Consul die aufrührerischen Sklaven auf Sicilien und soll das Gesetz de Repetundis, über die Wiedererstattung erpreßter Gelder, eingeführt haben, um der Habsucht der obrigkeitl. Personen bei der Verwaltung der Provinzen Schranken zu setzen. Er zeichnete sich als Prätor in Sicilien, wo ihm bei einem in Rom entstandenen Getreidemangel der Einkauf bedeutender Vorräthe übertragen worden war, durch eine seltene Uneigennützigkeit so aus, daß man ihm deshalb den ehrenvollen Beinamen Frugi (der Rechtschaffene, der Brave) gab. Ein anderer, späterer Piso bekleidete zu Cicero's Zeiten mit Gabinius das Consu-

lat, und bewies sich besonders feindselig gegen den großen Mann, der in einer Rede, die wir noch besitzen, äußerst heftig gegen ihn spricht. Noch später lebte der Piso, welcher unter Tiberius's Regierung Präfekt von Syrien war, sich durch s. Stolz auszeichnete, so wie durch sein gehässiges Betragen gegen den edeln Germanicus, den adoptirten Sohn des Tiberius, dessen frühen Tod durch Gift herbeigeführt zu haben, ihm Schuld gegeben wird.

Pistocchi (Francesco Antonio), Singlehrer, geb. um 1660 zu Bologna, erwarb sich in s. Jugend durch eine treffliche Sopranstimme allgemeine Bewunderung. Er ist wegen s. neuen Gesangmethode, welche nachher von Faustina und Farinelli noch vervollkommnet wurde, als einer der ersten Lehrmeister des neuern ital. Gesangs anzusehen, wobei man ihm jedoch auch Schuld giebt, durch die häufigen künstlichen Passagen, die er lehrte, den natürlichen Gesang verunstaltet zu haben.

Pistole. 1) Ein Feuergewehr, dessen Namen Einige von dem Worte Pistollo ableiten, weil die Pistolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andere von der Stadt Pistoja in Italien, wo die Pistolen erfunden sein sollen. Die elektrische oder die Knallpistole ist eine Vorrichtung, in welcher die Explosion der durch den elektrischen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. Der Versuch dient zum Beweise der Entzündung brennbarer Stoffe durch den elektrischen Funken und der explodirenden Kraft der Knallluft. 2) Eine span. und ital. Goldmünze, 4 Aß schwerer als ein Louisdor.

Pitcairn, 1) nordamerikanische Insel unweit des Cap Davis. 2) Pittcairn's Insel, kleines Eiland im südlichen Archipel in Australien, unter 25° S. Br. u. 130° 25′ O. L., von Klippen umgeben. Die Mannschaft des Schiffes Bounty unter dem

Lieut. Bligh, das 1789 Brotfruchtbäume von Otaheiti nach Westindien bringen sollte, empörte sich und ging, als sie die Offiziere in ein Boot gesetzt hatte, mit dem Schiffe davon. Bligh und s. Begleiter kamen nach einer Reise von 1200 Seemeilen glücklich auf der Insel Timor an. Die engl. Admiralität schickte im folg. Jahre den Cap. Edwards mit dem Schiffe Pandora nach Otaheiti ab, weil man vermuthete, daß die 25 Empörer dahin gesegelt wären. Bei s. Ankunft auf der Insel im März 1791 kamen 4 derselben freiwillig an Bord, und nach ihren Angaben wurden noch 10 andere, die sämmtlich in Otaheiti lebten, in den nächsten Tagen gefangen, und mit Ausnahme Einiger, die beim Schiffbruch der Pandora umkamen, nach England gebracht, wo ein Kriegsgericht den Meisten die Todesstrafe zuerkannte. Nach den Aussagen dieser Matrosen segelten die Empörer unter der Anführung Christian Fletcher's nach Tubuai, wo sie sich niederlassen wollten. Der Aufenthalt schien aber so wenig anlockend zu sein, daß sie nach Otaheiti zurückkehrten, und als sie hier einen großen Vorrath von Fruchtbäumen zusammengebracht hatten, steuerten sie in Gesellschaft von 24 Otaheitern, 8 Männern, 9 Weibern und 7 Knaben, wieder nach Tubuai. Sie bauten hier nun eine Feste, mußten aber, weil sie unter einander und mit den Eingebornen in Zwistigkeiten geriethen, den Plan einer Ansiedlung aufgeben. Christian überzeugte sich, daß er keine Gewalt mehr über s. Mitschuldigen besaß, und schlug ihnen vor, nach Otaheiti zu gehen, wo diejenigen, die es wünschten, ans Land gesetzt werden, die Uebrigen aber mit dem Schiffe einen andern Aufenthalt suchen sollten. Nach der Ankunft auf Otaheiti im Sept. 1789 wurden 16 gelandet; Christian aber ging mit den übrigen 8 Empörern und mehrern Otaheitern, größtentheils Weibern, wieder unter Segel und steuerte gegen Nordwest. Man hatte aus Christians Aeußerungen geschlossen, daß er eine Niederlassung auf

einer unbewohnten Insel stiften wollte; alle Bemühungen des Anführers der Pandora aber, die Spur der Entflohenen zu finden, waren vergeblich, und 20 Jahre lang erhielt man in England keine Nachricht von ihnen. Im Febr. 1808 berührte der amerikanische Cap. Folger auf s. Reise nach Sina die Pitcairninsel, die er nach der in Carteret's Reise befindlichen Nachricht für unbewohnt hielt, traf aber, als er sich näherte, einige junge Leute, die ihn in engl. Sprache anredeten. Nach der Landung fand er einen Engländer, Namens Alex. Smith, der ihm die Geschichte der Ansiedlung erzählte. Christian hatte bald nach s. Ankunft das Schiff Bounty zerstört. Einige Jahre nachher aber wurden die Engländer von den otaheitischen Männern erschlagen und selbst Smith empfing eine so gefährliche Wunde, daß man ihn für todt hielt. In der nächsten Nacht aber rächten die otaheitischen Weiber den Tod ihrer Männer an ihren Landsleuten, die sie sämmtlich ermordeten. Smith wurde geheilt und machte nun mit 9 Weibern und 4 — 5 Kindern die ganze Bevölkerung der Insel aus. Er fuhr fort, den Boden anzubauen, und legte sich besonders auf die Schweinezucht. Sir Sidney Smith erhielt 1809, als er vor Buenos Ayres war, Nachricht von jener Entdeckung, welche Folger selbst 1813 durch einen umständlichen Bericht bestätigte. Im folg. Jahre stieß der Befehlshaber des engl. Schiffes Briton, Thom. Staines, auf dem Wege von den Marquesasinseln, gleichfalls auf die Pitcairninsel, wo er 40 Bewohner fand. Er nennt den Engländer, den einzigen noch übrigen Matrosen vom Schiffe Bounty, John Adam, ein Name, den Alex. Smith wahrscheinlich angenommen hatte. Der alte Mann hatte durch den Einfluß der frommen Sitten, worin alle auf der Insel Geborene erzogen wurden, und die religiösen Begriffe, die er den jungen Gemüthern einflößte, so viel Ansehn erhalten, daß man ihn als den Vater der ganzen Familie ehrte. Chri-

stians Sohn, Namens Donnerstag Oktober Christian, war der erste Eingeborne der Insel. Er und seine jungen Landsleute waren schön gebaut, von etwas bräunlicher Hautfarbe, aber ohne die der Farbe der Südseeinsulaner beigemischte röthliche Tinte. Ihre einzige Kleidung war ein um die Lenden geschlagenes Stück Zeuch und ein Strohhut mit schwarzen Federn. Die jungen Weiber zeichneten sich durch einen schlanken kräftigen Wuchs und eine ungemeine Schönheit aus, die durch den Ausdruck zarter Bescheidenheit erhöht wurde. Ihre Kleidung bestand aus einem von dem Unterleibe zu den Knien reichenden Stücke Zeuch und einer Art von Mantel, der, leicht über die Schulter geworfen, bis auf die Knöchel herabhing. Nach Adam's Versicherung war seit Christians Tode, der als Opfer der Eifersucht eines otaheitischen Mannes fiel, nie ein Beispiel vorgekommen, daß ein Mädchen sich vergangen, oder ein junger Mann eine Verführung versucht hätte. Jünglinge und Mädchen müssen mit dem Anbau des Bodens sich beschäftigen, und wenn sie so viel angebautes Land und Bäume haben, daß sie eine Familie ernähren können, dürfen sie sich verheirathen, aber nur mit Adam's Einwilligung, der sie durch eine von ihm erfundene Feierlichkeit traut. In der kleinen Colonie herrscht die größte Eintracht, und in dem Handelsverkehre, der in dem Austausch verschiedener Bedürfnisse besteht, vollkommene Aufrichtigkeit. Das Dorf Pitcairn bildet ein Viereck mit freundlichen Hütten, die mit Geräthschaften, selbst Betten, Tischen und Kisten, zur Aufbewahrung der werthvollern Dinge, versehen sind. Die Ackerbauwerkzeuge sind von dem Eisen gemacht, das von dem Schiffe Bounty herrührt und mit großer Mühe verarbeitet wurde. Die Kleider bestehen aus Baumrinden, die besonders von den otaheitischen Weibern verfertigt wurden.

Ende des fünfundvierzigsten Bändchens.